

2. Jahrgang. • Heft 5. • August 1903.

# Oberschlesien

Zeitschrift zur Pflege der Kenntnis und  
Vertretung der Interessen Oberschlesiens.

Herausgegeben von Dr. phil. E. Zivier.

Die Zeitschrift „Oberschlesien“ erscheint  
monatlich einmal (zu Anfang jeden Monats).  
Abonnementspreis vierteljährlich Mark 3,—.  
Einzelne Hefte Mark 1,25.



Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und  
Postanstalten, sowie die Verlagsbuchhandlung  
von Gebrüder Böhm, Kattowitz O. S., entgegen.  
Postzeitungsliste Nr. 5899.

## Volksunterhaltungen und Volkstheater in Oberschlesien.

Von

Alfred Just, Gleiwitz.

**N**eben die Volksbildungsbestrebungen der Fortbildungsschule und anderer Einrichtungen tritt in neuester Zeit in Oberschlesien auch die sogenannte Volksunterhaltung und das Volkstheater, beide im tiefsten Grund mit demselben Ziel und Zweck wie jene, aber doch mit ganz anderen Mitteln und verschiedenen Wegen. Daß man dem Volke, und nicht nur ihm, sondern allen Menschen Bildung auf dem Wege der Unterhaltung beibringen, darbieten und so etwas schmachhaft machen kann, ist ja eine alte Erfahrung. Aber sehr lange hat es gedauert, bis dieses Mittel in größerem Umfange gebraucht und angewendet wurde. Es ist wohl ein Verdienst der Humboldtvereine für Volksbildung, die in einer Anzahl von Städten bestehen, dieses Mittel der bildenden Fröhlichkeit zuerst in größerem Umfange benutzt zu haben und zwar mit durchaus gutem Erfolge.

I.

Das Wesen der Volksunterhaltungen besteht nun darin, daß dem Publikum Darbietungen kleineren Umfanges und leichtverständlichen Inhalts in möglichst zwangloser Form geboten werden. Meist, oder doch in sehr

vielen Fällen sind es Dilettanten, die ihre Dienste dem guten Zweck widmen. Einige Chorgesänge, einige Solovorträge gesanglicher oder deklamatorischer Art umrahmen in der Regel den Vortrag des Abends, der über irgend ein Gebiet des Lebens in populärer Form gehalten wird, sei es, daß das religiös-ethische Gebiet beleuchtet, sei es, daß Medizin oder Gesetzgebung gestreift wird. Von besonderem Wert ist es nun, wenn der Abend ganz einheitlich gestaltet werden kann, wenn gesangliche und deklamatorische Darbietungen mit dem Vortrage in irgend eine Beziehung gebracht werden können. So entstehen einheitliche Volksunterhaltungen, die z. B. die Schönheit der Natur, oder die Liebe zum Vaterland behandeln, auch einem bestimmten Dichter gewidmet sind, dessen Leben und Bedeutung in dem belehrenden Vortrage behandelt wird, dessen Gedichte vorgetragen, zum Teil auch in gesanglicher Wiedergabe dargeboten werden. Stets aber ist das Wesentliche solcher Volksunterhaltungen, daß sie neben der Volksbildung vor allem auch Genuß edler Geselligkeit bieten wollen. Darum finden sie in Sälen statt, in denen Bier getrunken werden kann; darum wird besonderer Wert darauf gelegt, daß nicht nur die Männer erscheinen, sondern die ganzen Familien sich einfinden, darum werden auch gemeinsame Gesänge eingelegt, die dem Ganzen einen familiären Zug verleihen, darum sind die Eintrittspreise so niedrig, wie nur möglich, höchstens 10 Pfg.; meist ist der Eintritt kostenlos. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß solche Veranstaltungen, richtig angelegt und geschickt geleitet, auch ihren Einfluß auf die Besucher nach der gewünschten Richtung hin ausüben können, und so manche Anregung oder gute Regung mag der oder jener Besucher schon aus den Versammlungen mitgenommen haben.

Später als im übrigen Schlessien sind in Oberschlessien solche Volksunterhaltungen abgehalten worden. Soweit die Akten darüber zugänglich sind,<sup>1)</sup> ist am 17. April 1898 die erste Volksunterhaltung im Industriebezirk und zwar in Gleiwitz abgehalten worden. Der Königl. Rechnungsrevisor, jetzt Rechnungsrat Fischer hatte in seinem früheren Wohnort, in Glogau, solche Veranstaltungen in ihrem segensreichen Wirken kennen gelernt und fand sie bei seiner Versetzung nach Gleiwitz noch nicht vor. Eine gelegentliche Besprechung mit dem damaligen Rektor Schwingel, jetzt Königl. Kreis Schulinspektor in Peiskrescham, der aus Tilsit, seiner früheren Heimat, diese Einrichtung ebenfalls kannte und schätzte, ließ in beiden den Plan reifen, diese Volksunterhaltungen auch in Gleiwitz einzuführen. Rechnungsrevisor Fischer ging sofort ans Werk. Er interessierte eine Anzahl Herren aller

<sup>1)</sup> Durch die Freundlichkeit des Herrn Rechnungsrates Fischer wurden mir die Akten über die Gleiwitzer Volksunterhaltungen zugänglich gemacht; ihm verdanke ich auch sonstige wichtige Mitteilungen.

Stände für seine Pläne, suchte Unterstützung bei Innungen und Vereinen und fand sie auch in großem Maße. Am 6. März 1898 traten 13 Herren mit einem Aufruf an die Öffentlichkeit, in dem sie zu einer beschlußfassenden Versammlung am 15. März einluden. In dieser wurde der Vorstand gewählt und die weitere Ausführung vor allem in die Hände des Rechnungsrevisors Fischer gelegt. Am 17. April 1898, nachmittags 4 Uhr, fand in dem großen Saale des Theater- und Konzerthauses die „erste allgemeine Volksunterhaltung“ in Gleiwitz statt, die den Grund gelegt hat zu einer großen Anzahl ähnlicher Einrichtungen in Oberschlesien. Ihr Programm, das mit größeren oder geringeren Abweichungen sich immer und überall wiederholt, weist neben zwei Männerchören und zwei Zither-Terzetten Deklamationen schlesischer Dialektdichtungen und einen Vortrag über Hoffmann von Fallersleben auf. Etwa 300 Personen waren anwesend. So war der Grund gelegt und der Anfang gemacht. In zwangloser Folge reihte sich nun in Gleiwitz eine Volksunterhaltung an die andere; die verschiedensten Vereine, z. B. Turnvereine, Theatervereine und andere stellten sich in den Dienst der Sache. Wie verschiedene Gebiete in den Vorträgen berührt wurden, geht aus einer kurzen Aufzählung der wichtigsten Themen hervor: Der alte Borsig; Gerhard Hauptmann; Das deutsche Jahrhundert; Über das Geld bei den Naturvölkern; Hohenzollern-Humor; Die Entwicklung des Handwerks; Die Wirkungen des Alkohols auf den menschlichen Organismus; Der Krieg im Lichte des Christentums; China und seine Bewohner; Unsere Kleinen vor dem Schuleintritt; Reine Luft, und anderes mehr. Wir sehen daraus, daß diese Vorträge fast alle Gebiete des menschlichen Wissens behandelten.

Wie werden nun die Kosten dieser Volksunterhaltungen aufgebracht? Es ist von Anfang an in Gleiwitz und nach diesem Vorbilde auch sonst in Oberschlesien als Norm festgehalten worden, daß Eintrittsgeld nicht erhoben wird. Unsere oberschlesische Bevölkerung würde auch kaum für Darbietungen, die sie auch sonst, z. B. in den meisten Vereinen, wenn auch weniger gut genießen kann, viel ausgeben. Die Mittel werden durch Beihilfen seitens der Behörden und der Großindustrie aufgebracht. Die städtischen Behörden in Gleiwitz bewilligen seit Anfang 1899 einen jährlichen Zuschuß von 300 Mk. und seit dem Herbst 1901 zahlt auch die Königliche Regierung zu Oppeln eine jährliche Beihilfe, im letzten Jahr 250 Mk.; sind doch die Volksunterhaltungen entschieden auch ein bedeutsamer Faktor zur Förderung des Deutschtums, und gerade in dieser Hinsicht haben sie in Oberschlesien eine nicht zu unterschätzende Bedeutung erlangt.

Von Gleiwitz aus sind diese Volksunterhaltungen auch weiter in andere Orte übertragen worden. Schon Herbst 1898 führte sie der Haupt-

lehrer Rzehulka in Paulsdorf ein; ihm nachgefolgt sind andere Orte in reicher Menge, Bismarckhütte, Zabrze, Dorotheendorf, Friedenshütte, Oppeln, Laband und andere mehr. Von den verschiedensten Personen und Seiten aus werden diese Unterhaltungen ins Leben gerufen. Wenn es in Gleiwitz noch heute ein Privat-Komitee ist, das unter Leitung und mit der Hauptarbeit des Begründers der ganzen Veranstaltung die Unterhaltungen leitet und weiterführt, sind in anderen Orten, z. B. Friedenshütte, Zabrze, die Verwaltungen der Gruben und Hütten an diesem Unternehmen lebhaft interessiert und beteiligt. In Oppeln wollte Ende des Jahres 1902 der „Bezirksverein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke für Oppeln und die benachbarten Kreise“ die Volksunterhaltungen einrichten, um so für Mäßigkeit unter dem Volke zu wirken; auch dieser Zweck erscheint erreichbar, wenn dabei die nötige Mäßigung bewahrt und beobachtet wird, d. h. wenn man dabei nicht den Alkoholgenuß ganz verbietet, sondern nur dafür sorgt, daß kein Mißbrauch und kein Übermaß getrieben wird. In jüngster Zeit hat auch der Ostmarkenverein (Ortsgruppe Zabrze) sich zur Abhaltung von Volksunterhaltungen entschlossen und am 24. Mai 1903 in Dorotheendorf einen Anfang gemacht. So sehr nun auch diese neue Tätigkeit des Ostmarkenvereins aus vielerlei Ursachen freudig zu begrüßen ist, besteht doch die eine Befürchtung, die sich in Zukunft gewiß bestätigen wird, daß damit die ganze Einrichtung in ein gewisses ungünstiges Licht gerückt wird; der Ostmarkenverein ist eine ausschließlich deutsche Organisation, und wenn auch in den Volksunterhaltungen das Deutschtum gepflegt und gefördert werden kann und sicher auch gekräftigt wird, durch ausschließliches und einseitiges Betonen dieser Tendenz werden die Gegner nur aufgeregt; die Agitation gegen den Besuch dieser vom Ostmarkenverein veranstalteten Unterhaltungen wird nicht lange auf sich warten lassen, und mit ihnen werden auch alle anderen, seien sie veranstaltet von wem sie wollen, verdächtigt und beargwöhnt werden; der polnische Teil der Bevölkerung wird ferngehalten, und die gute Absicht wird vereitelt. Gerade in dem konfessionell und national so stark gemischten und erregten Oberschlesien müssen solche Veranstaltungen vollkommen neutral gehalten werden.

So ist die Volksunterhaltung in Oberschlesien ein bedeutsames Glied in der Kette der sozial-ethischen Bestrebungen geworden; sie erfreut sich allseitiger Beliebtheit bei allen Schichten der Bevölkerung. In Gleiwitz war die erste Volksunterhaltung vor 5 Jahren von etwa 300 Personen, die jetzigen sind von 1500 Personen und mehr besucht; ähnliches erfährt man überall. Durch ihre Abhaltung an den Sonntag-Nachmittagen wird dem Volke edle Geselligkeit und ein willkommener und dankbar angenommener Ersatz für das Wirtshaus geboten. Dem nachdenkenden Zuhörer

wird vielleicht in den Vorträgen mancherlei Anregung gegeben, und auch der Sinn für die Schönheiten der bildenden Kunst wird geweckt und geschult. Bei den außerordentlich geringen Unkosten und Schwierigkeiten, die dabei erwachsen, ist ihre Einführung an allen Orten möglich und darum wünschenswert. Die Wirte stellen die Säle wohl ausnahmslos unentgeltlich zur Verfügung; die Kräfte zur Mitwirkung sind leicht zu finden, zumal sich auch hierbei der Lehrerstand äußerst opferwillig und bereit zur Mitarbeit zeigt. Es bedarf in vielen Orten nur der Anregung, um die Volksunterhaltungen ins Leben zu rufen; möchten sie noch in recht vielen Orten eingerichtet werden und weiter dem Volke edle Geselligkeit gewähren und bieten, Vaterlandsliebe wecken und deutsche Bildung fördern!

## II. 1)

Seit dem Herbst 1901 ist neben diese Volksunterhaltungen das Volkstheater getreten, das in den zwei Jahren seines Bestehens sich schon zu einem bedeutenden Faktor auf dem Gebiete der Volksbildungsbestrebungen entwickelt hat. Es will nicht als Konkurrent der Volksunterhaltungen auftreten und diese verdrängen, sondern sie ergänzen und diejenigen Aufgaben erfüllen, welche jenem ferner liegen, ja gar nicht gestellt werden können. In ihrer speziellen Aufgabe als Volksunterhaltung liegt auch die Beschränkung und Begrenzung der gesamten Einrichtung; eine große und nachhaltige Bewegung des Innenlebens, einen tiefen Eindruck auf das Wollen des Zuhörers, eine wirksame Anregung zu weiterem Nachdenken und geistigem Verarbeiten des Stoffes kann, ja soll die Volksunterhaltung nicht hervorrufen und bieten; sie kann vermöge der Mannigfaltigkeit ihrer Darbietungen in erster Linie unterhalten und einige frohe Stunden bereiten, sie vermag ferner sicherlich die Bevölkerung auch auf diesem Gebiete des öffentlichen Lebens an die deutsche Sprache zu gewöhnen, aber es wird keinem noch so warmen Freunde der Volksunterhaltungen der Gedanke gekommen sein, daß sie, wie sie sich in der Praxis durchschnittlich zu gestalten pflegen, tiefere kulturelle Nachwirkungen im Volke zu erzielen, durch Turnübungen und Zitherquartetts u. a. m. das Leben des Zuhörers in geistiger Beziehung nachhaltig zu beeinflussen im stande sind. Darin liegt die Beschränkung der Volksunterhaltung, die ihr bis jetzt nur zum Segen geworden ist und auch hoffentlich ferner reiche Aufgaben bringen wird; sie soll frohsinn, edle Geselligkeit und reine Fröhlichkeit dem Volke bieten. Aber damit ist für die Aufgaben der Volksbildung doch

1) Wichtige Mitteilungen aus den Akten des Oberschlesischen Volkstheaters verdanke ich der Königl. Regierung zu Oppeln.

noch eine große Lücke gelassen; es muß das Volk durch die Darbietung der Meisterwerke unserer Poesie, durch die Darstellung von guten und erhebenden Theaterstücken, durch das Miterleben der Vorgänge auf der Bühne aus seinem alltäglichen Leben und Denken heraus- und auf eine höhere Stufe gehoben werden, auf eine Stufe reineren Fühlens und Empfindens und höheren Strebens und Wollens. Das ist nur möglich durch das Theater, nicht durch die Volksunterhaltung. Schon die Art der Darbietung in dieser unterscheidet sich von den Aufführungen, die den arbeitenden Klassen in ihren Vereinen geboten werden, nur wenig, oft gar nicht; dazu ist das ganze Milieu so wenig als nur irgend möglich geeignet, höheren Schwung in das Denken und Fühlen der Zuhörer zu bringen. Ganz anders steht es mit dem Theater. Schon die äußere Form der Darbietung ist etwas anderes, als das Volk alltäglich sieht und auch sonst zu sehen Gelegenheit hat. Die Dekorationen, die Kostüme, die Ausstattung, die Beleuchtung u. s. w. geben der Aufführung etwas Feierliches, Außergewöhnliches und heben so das Ganze aus dem gewöhnlichen Tageserleben der Zuhörer heraus. Gerade in Oberschlesien, wo der Eigenart des Volkes erhöhter Prachtaufwand und größere Festlichkeit entspricht, kann durch solche schon äußerlich bemerkbare Feierlichkeit gleich von vornherein die Möglichkeit vermehrter, tieferer Wirkung vorbereitet und angebahnt werden. Dazu kommt nun die gewaltige Wirkung einer guten Vorstellung auf jeden Menschen, das mächtige Ergriffensein von den Vorgängen auf der Bühne und so die Veredlung der Empfindung und des Strebens bei den Zuschauern. Es gehört ganz sicher nicht nur in das Gebiet der Fabel, daß durch irgend eine Theatervorstellung nachhaltige Wirkungen auf das Leben eines Menschen hervorgerufen und in ihm Triebe mächtig geworden sind, die sein Wollen und Handeln eindrucksvoll bestimmen.

Die Möglichkeit, durch solche gute Theatervorstellungen auf das Volk zu wirken, war bis zu Anfang des Jahrhunderts in Oberschlesien nur in sehr beschränktem Umfange gegeben. Nur in den größeren Städten, Gleiwitz, Beuthen und Königshütte fanden Theatervorstellungen seitens Gesellschaften statt, die längere oder kürzere Zeit in der betreffenden Stadt gastierten und von da aus ab und zu auch die nächstliegenden Nachbarorte besuchten. Am besten waren Gleiwitz und Beuthen versorgt, während Königshütte hinter diesen Städten zurückstand; aber auch sie litten und leiden noch unter den natürlichen Mängeln jeder kleineren und nur für die einzelne Saison zusammengebrachten Theatergesellschaft. Für das Volk waren diese Theatervorstellungen der teuren Preise wegen kaum zugänglich, ganz zu schweigen davon, daß die große Masse der arbeitenden Bevölkerung in den großen Dörfern des Industriebezirks gänzlich von jedem Theater abgeschlossen waren.

Diesem Mangel abzuhelfen war für eine private Theatergesellschaft unmöglich; denn wenn wirklich etwas Gutes geboten werden sollte, so waren die Ausgaben viel zu hoch, als daß die Einnahmen aus den doch so niedrig als möglich anzusetzenden Eintrittspreisen sie auch nur einigermaßen hätten decken können.

Es war darum ein erfreulicher Schritt zur Besserung, als von Königshütte aus die Frage amtlich angeregt und zur Verhandlung gebracht wurde, ob durch Vereinigung mehrerer Gemeinden zu einem Theaterverbände eine Besserung der Theaterverhältnisse in Oberschlesien herbeigeführt werden könnte. Freilich hat dieser Plan von seiner Entstehung bis zu seiner Verwirklichung manche Wandlung und Veränderung erfahren müssen. Der erste Versuch in dieser Angelegenheit ging dahin, die Städte Gleiwitz, Beuthen, Kattowitz und Königshütte zu einem Theaterbezirk zu vereinigen, so daß jede der Städte einen jährlichen Zuschuß bis zu 5000 Mk. für Theaterzwecke bewilligte und die Gesellschaft nach bestimmtem Turnus in den Städten abwechselnd spielte. Diese Möglichkeit wurde auf Grund des Ministerialerlasses vom 5. Dezember 1899, in dem zum Zweck der Aufbesserung der Theaterverhältnisse seitens des Ministers des Innern unter Hinweis auf die günstigen Erfolge im Westen Deutschlands eine solche Vereinigung mehrerer Gemeinden empfohlen wurde, Anfang des Jahres 1900 zwischen Königshütte und den anderen drei Stadtverwaltungen erörtert und geprüft. Aber diese konnten sich für ein solches „Oberschlesisches Städtebundtheater“ nicht erwärmen und lehnten, wahrscheinlich zum Segen aller, dieses Anerbieten ab. In der Tat erscheint es auch etwas sehr gewagt, vier große Städte mit zum Teil doch recht zahlreicher gebildeter Bevölkerung durch eine gemeinsame Theatergesellschaft versorgen zu wollen; ist sie klein, so kommen auf jede Stadt doch höchstens sieben Vorstellungen im Monat, wodurch das Bedürfnis keineswegs befriedigt wird; ist sie aber größer, so daß sie sich teilen und an einem Tage Doppelvorstellungen geben könnte, so erscheint es vielleicht ratsamer, lieber gleich zwei Gesellschaften zu bilden; der Verband ist dann zwecklos. Selbst, wenn auch sonst alle Wünsche erfüllt werden könnten, so ist das Herumreisen des Personals in den doch immerhin nicht ganz nahe liegenden Städten beschwerlich und bringt so manche Unannehmlichkeiten für das Publikum mit sich. Wir können es darum wohl als ein Glück bezeichnen, daß namentlich durch das ablehnende Verhalten von Beuthen und Gleiwitz, die meist mit guten Saison-Theatergesellschaften versorgt waren, dieser Plan gescheitert ist.

Aber die Stadtverwaltung von Königshütte ruhte nicht. War der eine Versuch gescheitert, so wurde auf anderem Wege das Ziel erstrebt, einen Theaterverband zu begründen. Es gelang dem Ersten Bürgermeister Stolle

die Königl. Regierung für diesen Plan zu gewinnen. Im Januar 1901 beantragte die Königshütter Stadtverwaltung bei dem Herrn Regierungspräsidenten in Oppeln die Bereitstellung eines Staatszuschusses für diesen Zweck auf längere Jahre. Wiederholte Vorträge bei dem Herrn Minister des Innern, dem Herrn Oberpräsidenten und dem Herrn Regierungspräsidenten förderten die Angelegenheit wesentlich, so daß am 8. Juni 1901 auf Einladung des Herrn Regierungspräsidenten eine Konferenz in Königshütte stattfand, die sich mit der oberschlesischen Theaterfrage beschäftigte, und zu der Vertreter des Herrn Oberpräsidenten, des Bergfiskus, der größeren Berg- und Hüttenwerke, sowie der Magistrate von Beuthen, Gleiwitz, Kattowitz und Königshütte erschienen waren. Das Ergebnis der Verhandlungen war der Beschluß, „im Industriebezirk ein eigentliches Volkstheater ins Leben zu rufen, welches insbesondere den berg- und hüttenmännischen Arbeitern sorgsam nach ihrem Bildungsstande und ihren Interessen ausgewählte theatralische Darbietungen zu gewähren hat“. Zum Sitz der ständigen Theatertruppe wird Königshütte als der Mittelpunkt des Industriebezirks bestimmt, zugleich auch aus der Erwägung heraus, daß in ihr die meisten Arbeitermassen wohnen. Die Landgemeinden des Industriebezirks sollen durch Wandervorstellungen versorgt werden, doch müssen die Gemeindeverwaltungen oder Werksdirektionen, die sich an solchen Vorstellungen beteiligen wollen, einen Beitrag zu den Kosten zahlen. Auch sollten sich die Mitglieder der Theatergruppe ab und zu in den Dienst der Volksunterhaltungen des Industriebezirks stellen. Nachdem so eine gewisse Norm und Grundlage für das Unternehmen geschaffen war, führte ein provisorisches Kuratorium unter Vorsitz des Ersten Bürgermeisters Stolle die Verhandlungen weiter und förderte die Vorbereitungen derart, daß bereits am 10. August eine zweite Konferenz unter Vorsitz des Herrn Regierungspräsidenten stattfinden konnte, in der nunmehr definitive Beschlüsse gefaßt wurden. Die Stadt Gleiwitz hatte bereits bis dahin ihre Nichtbeteiligung an dem Theaterunternehmen erklärt; ihr gefolgt ist später noch Beuthen, während in Kattowitz nach langen Verhandlungen und ursprünglichem Weigern die Stadtverordnetenversammlung eine Beteiligung genehmigte. Im Interesse der beiden Städte, sowie vor allem des ganzen Unternehmens selbst ist diese Nichtbeteiligung von Beuthen und Gleiwitz nur freudig zu betrachten; denn abgesehen davon, daß diese Städte dadurch gezwungen wurden, nun einen doch mindestens gleichwertigen Ersatz für das abgelehnte Volkstheater ihren Bürgern zu verschaffen, also ihr Interesse für das Theaterwesen erhöht und ihr Pflichtbewußtsein gestärkt wurde (in der Tat hat ja Gleiwitz, wie weiter unten erörtert werden wird, sich seiner Pflicht bereits zu erinnern begonnen), wäre auch durch die Beteiligung dieser beiden

Städte eine Überbürdung der Gesellschaft eingetreten, und so manche Vorstellung auf den Werken und in den Landgemeinden hätte ausfallen müssen. In dieser Konferenz vom 10. August 1901 wurde zunächst der von dem Theaterdirektor Ricklinger aufgestellte Spielplan beraten und angenommen und sodann der genannte Direktor zum Leiter des „Oberschlesischen Volkstheaters“ gewählt. Nach dem Spielplan, der im wesentlichen auch jetzt noch gilt, werden in erster Reihe kürzere Stücke von volkstümlicher packender Wirkung mit zu Vaterlandsliebe, Königstreue, Heimatgefühl erziehendem Inhalt in Aussicht genommen, alsdann Volksstücke und ausgewählte Klassiker. Die Vorführung lebender Bilder wird als dem ober-schlesischen Volke besonders willkommen bezeichnet. Von der „Aufnahme sogenannter Attraktionen“, wie gymnastische, equelebristische und ähnliche Vorführungen aus dem Gebiete des Varietetheaters“ wird abgeraten, weil dadurch das Niveau des Unternehmens herabgedrückt würde, auch die Leitung eines solchen gemischten Personals sehr schwer wäre. In der ersten Konferenz hatte man sich gerade hiervon eine besondere Anziehungskraft versprochen; ein Abgehen vom ursprünglichen Plan ist mit Rücksicht auf den Wert des Volkstheaters und seine ideale Bedeutung sowie erzieherische Aufgabe gewiß willkommen zu heißen; das ganze Unternehmen wäre damit zu einem Theater zweiter oder gar dritter Ordnung herabgedrückt worden. Die Stellung des Direktors zu dem zu begründenden Kuratorium wurde dahin bestimmt, daß „der Theaterdirektor das Theaterunternehmen — zunächst für den Winter 1901/02 — auf eigenes Risiko begründet und leitet; er erhält demnach den vollen Gewinn und trägt die etwaigen Verluste. Die durch das Kuratorium vertretene Interessentengruppe regelt und beaufsichtigt die Durchführung des Spielplanes (Ort und Art der Vorstellungen), führt die Zuschüsse (einschließlich der Staatsbeihilfe) ratenweise an den Direktor ab, welcher letzterer die Platzeinnahme von vornherein einkassiert, und nimmt nach Saisonschluß dessen Rechnungslegung entgegen.“ Die Einnahmen setzen sich aus den Platzgeldern, den Beiträgen der Werksverwaltungen und Städte und dem Staatszuschuß zusammen. Es wurden 3 Plätze eingerichtet zu 75, 50 und 25 Pf., erstere in sehr beschränkter Anzahl. Die Beiträge der Werke und Städte bestimmen sich nach einem festen Abonnementsatz für jede einzelne Vorstellung, die für 1901/02 je 100 Mk. betrug; dieselbe Summe müssen auch die beiden Städte Königshütte und Kattowitz für jede Vorstellung in ihren Mauern zahlen. Der Staatszuschuß ist auf 12000 Mk. normiert worden. Das Theaterkuratorium bildeten folgende Herren: Erster Bürgermeister Stolle aus Königshütte als Vorsitzender; Regierungsassessor, jetzt Regierungsrat Dr. Küster als Vertreter des Herrn Regierungspräsidenten; Erster Bürgermeister Schneider, Kattowitz;

Generaldirektor Pieler, Ruda; Generaldirektor Mary, Bismarckhütte; fürstlich Hohenlohescher Domainenrat Pickart, Slawentzitz.

Nachdem so die Organisation geregelt war, wurde am 9. Oktober 1901 im Hotel Graf Reden in Königshütte das „Oberschlesische Volkstheater“ eröffnet, in Gegenwart des Herrn Oberpräsidenten und des Herrn Regierungspräsidenten, sowie zahlreicher Ehrengäste unter Teilnahme von etwa 1000 Besuchern, unter denen sich sehr viele Arbeiter befanden. Mit einem von Professor Felix Dahn gedichteten Prolog begann die Vorstellung, die folgende Stücke bot: Beckers Geschichte, Singspiel von Conradi; In Feindesland, von Ernst Wichert; Das Fest der Handwerker, von Angely. In der Zeit vom 9. Oktober bis 13. April haben 168 Vorstellungen stattgefunden, also monatlich 28; da meist an 2 Tagen der Woche nicht gespielt wurde, so haben eine Anzahl Doppelp Vorstellungen an einem Tage stattgefunden. Angeschlossen hatten sich an das Volkstheater folgende Verwaltungen: (die Zahl der gewünschten Vorstellungen ist in Klammern beigefügt) 1. Gräfl. Ballestrem'sche Verwaltung in Ruda (6); 2. Bismarckhütte (6); 3. Dampfkesselfabrik W. Fitzner in Laurahütte (6); 4. Donnersmarckhütte in Zabrze (6); 5. Oberschlesische Eisenbahnbedarfs-Aktien-Gesellschaft in Friedenshütte (6); 6. Gräfl. Schaffgottsche Verwaltung in Beuthen (6); 7. Schlesische Aktien-Gesellschaft für Bergbau und Zinkhüttenbetrieb in Lipine (6); 8. Oberschlesische Eisenindustrie-Aktien-Gesellschaft für die Baildonhütte (6); 9. Königl. Zentralverwaltung in Zabrze für die Gruben in Zabrze, Königshütte und Bielschowitz (18); 10. Vereinigte Königs- und Laurahütte für Laurahütte (6); 11. Dieselbe in Gemeinschaft mit der Stadtgemeinde Königshütte (27); 12. Stadtgemeinde Kattowitz (15). Es hatten sich außerdem durch Zahlung eines fixierten Beitrages noch angeschossen die Verwaltungen des fürsten Hohenlohe, Herzog von Ujest, des fürsten Guido Henckel von Donnersmarck, des Grafen Tiele-Winkler und der Kattowitzer Aktien-Gesellschaft für Bergbau und Eisenhüttenbetrieb. Diese Faktoren waren nun durch die Theater-gesellschaft zu befriedigen, und nach einem bestimmten Plane mußte für jedes einzelne Mitglied in dem betreffenden Orte eine Vorstellung gegeben werden. Es fanden daher je 6 Vorstellungen statt in Donnersmarckhütte, Lagiewnik, Scharley, Josefsdorf, Lipine, Bismarckhütte, Chropaczow, Schwientochlowitz, Friedenshütte, Laurahütte (und zwar je 6 für Fitzner'sche Werke und die Hüttenverwaltung), Baildonhütte, Ruda, Godullahütte, Zabrze; 4 Vorstellungen wurden in Königshütte für die Königsgrube, 3 in Bielschowitz gegeben, 15 in Kattowitz, die übrigen in Königshütte. Gespielt wurde nach den Berichten meist zur Zufriedenheit des Publikums; einzelne Vorstellungen waren recht gut. Zur Aufführung gelangten 22 Schauspiele, Lebensbilder und Volksstücke (z. B. Wilhelm Tell, Maria

Stuart, Die Räuber, Der Meineidsbauer, Mein Leopold, Ehrliche Arbeit, Der Verschwender), 17 Lustspiele und Schwänke (z. B. Doktor Klaus, Stiftungsfest, Renaissance, Im weißen Rößl, Als ich wiederkam, Des Königs Befehl), 8 Poffen (z. B. Schöne Ungarin, Stabstrompeter) und 14 einaktige Singspiele, Lustspiele und Charakterbilder (z. B. Das eiserne Kreuz, In feindesland, Versprechen hinter dem Herd, Liebestrank). Gute Musikkapellen füllten die Zwischenpausen aus und begleiteten die Singspiele und Poffen. Besucht waren die Vorstellungen von annähernd 75 000 Personen, d. h. im Durchschnitt von 440 Personen in jeder Vorstellung,  $\frac{2}{3}$  der Besucher entfielen auf den billigsten Platz von 25 Pf.; wie sehr die Besucherzahl geschwankt hat, geht daraus hervor, daß sie auf dem 1. Platz zwischen 15 und 154, auf dem 2. zwischen 27 und 312, auf dem 3. zwischen 86 und 986 Personen sich bewegte. In finanzieller Hinsicht ist das Unternehmen äußerst günstig abgeschlossen. Die gesamten Unkosten, Gagen, Saalmiete, Musik u. s. w. betragen 40 924,82 Mk. An Eintrittsgeldern gingen 28 794,20 Mk. ein. Rechnet man die Beiträge der Werke und Städte, sowie den Staatszuschuß hinzu, so ergibt sich, daß der Theaterdirektor einen nennenswerten Reingewinn erzielte, der ihn für die aufgewandte Mühe und Arbeit, sowie für das übernommene Risiko vollauf entschädigte.

Nachdem so die erste Spielzeit, die von vornherein als Versuchszeit angesehen worden war, die Existenzfähigkeit und darum auch die Existenzberechtigung des Oberschlesischen Volkstheaters nachgewiesen hatte, war es die Aufgabe der Beteiligten, die Fortdauer des Unternehmens zu sichern und für Abstellung der aufgetretenen Mängel in der Folgezeit zu sorgen. Das geschah in einer Konferenz am 18. April 1902 im Rathause zu Königshütte, die der Herr Regierungspräsident leitete und bei der die meisten Verwaltungen, die bei dem Unternehmen beteiligt waren, vertreten waren. Das Ergebnis der Beratung war der Beschluß, das Oberschlesische Volkstheater auch in der nächsten Winter-Spielzeit fortzuführen, da sich fast alle bisher Beteiligten (mit Ausnahme der Stadt Kattowitz) auch weiterhin an dem Unternehmen beteiligen wollten. Dagegen wurde von einer bedingungslosen Weiterverpflichtung des Theaterdirektors Ricklinger Abstand genommen, die Stelle vielmehr öffentlich auszuschreiben beschloßen, und als Bedingungen 7500 Mark festes Gehalt und eine bestimmte Tantieme vom Reingewinn vorgeschlagen. Dem Kuratorium wurde in der Person des Königl. Oberlehrers Dr. Scholim aus Königshütte ein theatertechnischer Sachverständiger (Dramaturg) als ehrenamtlicher Berater beigegeben, der den Theaterdirektor in Bezug auf die Auswahl der Stücke und in bühnentechnischen Fragen unterstützen soll. Da einzelne Einnahmeausfälle zu erwarten standen, namentlich dadurch, daß der fixierte Beitrag der vier Verwaltungen

(s. o.) in Höhe von 7000 Mk. zum größten Teile wegfiel, so wurde eine Erhöhung des Beitrages pro einzelne Vorstellung auf 150 Mk. beschlossen. Die unbedingt notwendige Gründung eines Requisitenfonds wurde angebahnt und in die Wege geleitet. Endlich wurde noch beschlossen, ein Preisaus-schreiben für ein oberschlesisches Volksstück, das dann durch das Volkstheater aufgeführt werden soll, zu veranstalten.

Auf Grund dieser Konferenz wurde seitens des Kuratoriums am 16. Mai 1902 als Direktor für die neue Saison der Theaterschriftsteller Dr. Winter aus Berlin engagiert. Das Theaterunternehmen wird nun gemäß den Konferenzbeschlüssen auf eigene Rechnung seitens des Kuratoriums betrieben; der Direktor ist ein Beamter des ganzen Unternehmens, dem ein festes Gehalt von 7500 Mk. und 25% Tantieme des Reingewinnes zugebilligt ist; er hat dafür das Theater zu leiten und die Theaterbibliothek, sowie den Fundus an Kostümen aus eigenen Mitteln zu stellen. Dr. Winter, der aus einer großen Anzahl von Bewerbern gewählt wurde, war früher Theaterdirektor in Posen und erschien darum geeignet, unter ähnlichen Verhältnissen ersprießlich wirken zu können. Zu den alten Interessenten und Abonnenten des Theaters traten noch neu hinzu die Stadt Myslowitz und die Kattowitzer Aktien-Gesellschaft, Giesche's Erben, während fürst Henckel von Donnersmark auf Neudeck und fürst Hohenlohe in Slawentzitz anstatt des fixierten Zuschusses dieselbe Abonnementsbeteiligung liebten, wie die anderen Interessenten. Die Stadt Kattowitz, in deren Stadtverordnetenversammlung das Oberschlesische Volkstheater damals noch nicht viel warme Freunde hatte, abonnierte nur noch auf 6 Vorstellungen. Die Anschaffung von Kulissen, Requisiten u. s. w. wurde durch außerordentliche Beiträge der Interessenten ermöglicht. Im übrigen entwickelte sich das Unternehmen auch in der zweiten Spielzeit nach den alten Grundsätzen in gleichmäßigem Gange erfreulich weiter. Eröffnet wurde der zweite Theaterwinter am 27. September 1902 mit dem Schauspiel „Das große Licht“ von Philippi<sup>1)</sup>. Da auch bereits für den kommenden Winter 1903/04 das Fortbestehen des Volkstheaters gesichert ist, so dürfte es sich wohl nunmehr zu einer ständigen Einrichtung entwickelt haben, die als bedeutsames Glied in der Kette der oberschlesischen Volksbildungsbestrebungen auch sehr wohl Kritik ertragen muß und kann.

Das „Oberschlesische Volkstheater“ ist zunächst in seiner Tendenz und mit seinen Zielen nur mit Freude zu begrüßen und zu betrachten. Es wird sich bei dem Ringen der Nationalitäten in Oberschlesien auch wieder von

<sup>1)</sup> Über den weiteren Verlauf der Spielzeit wird später berichtet werden; im allgemeinen ist sie ohne wesentliche Abweichung von der ersten verlaufen.

neuem die Tatsache beweisen, daß der Sieg auf der Seite derjenigen ist, die noch Ideale kennen, deren Bildung hoch und stark genug ist, sich die Erzeugnisse moderner Wissenschaft anzueignen und im Kampfe zu verwerten. Um diese Ideale zu stärken, um solche Bildung nicht zu geben, aber anzuregen, um so manchen stumpf und matt gewordenen Geist neu zu beleben, dazu ist das Volkstheater eines der besten Mittel, und so mancher Erfolg, der nicht in die Öffentlichkeit tritt, ist ihm gewiß schon beschert gewesen. Freilich muß man sich von dem — anfangs wohl in der Presse hier und da aufgetretenen — Irrtum fernhalten, als könnte man überzeugte Anhänger der großpolnischen Propaganda durch Theatervorstellungen wieder zu deutschgesinnten Staatsbürgern umwandeln; das wird ein vergebliches Bemühen bleiben, und auch von den irregeleiteten Massen der oberschlesischen Bevölkerung polnischer Zunge werden derartige deutschkulturelle Einflüsse durch den immer wachsenden Einfluß der leitenden Agitatoren und Zeitungen voraussichtlich für immer ferngehalten werden. Vor einigen Jahren wäre hier die Wirksamkeit des Volkstheaters leichter und erfolgreicher gewesen; in der Gegenwart erscheint der Kampf schon zu weit gediehen und zu sehr zugespitzt, als daß noch eine friedliche gemeinsame Arbeit möglich wäre. Aber doch ist gerade mit Rücksicht auf die Polenfrage das Volkstheater von eminenter Bedeutung durch Stärkung und Kräftigung der deutschen Elemente und der immer noch recht beträchtlichen Menge der Launen und auch jetzt noch Unentschiedenen. Wer es weiß, wie die polnische Bewegung auch solche Kreise erfaßt und mit sich fortreißt, die noch deutsch denken, die bloß gegenüber dem polnischen Ansturm nicht die nötige Widerstandskraft haben, der wird es nur billigen, daß dergleichen Leuten durch die Vorstellungen des Volkstheaters neue Anregung gegeben, die Erinnerung an die in der Jugend lieb gewordenen deutschen Lieder, Gedichte und Bücher wachgerufen und in ihnen so von neuem die Liebe zum Deutschtum und die Begeisterung für deutsches Wesen gestärkt wird. Auch unter dem allgemeinen Gesichtspunkte der Volksbildung ist das Unternehmen nur gut zu heißen, und schließlich ist es gewiß kein unberechtigtes Verlangen, daß dem Arbeiterstande in den Vorstellungen ein paar genußreiche Stunden und einige Freude und Fröhlichkeit geboten wird, die ihn sein schweres Los und seine Sorgen vergessen läßt.

Drum ist es auch ein glücklicher Gedanke, daß sich die Vorstellungen in erster Linie an die Arbeiter wenden und für sie bestimmt sind. Aber dann sind die Preise viel zu hoch. 25 Pf. auf dem billigsten Platze ist ein Preis, der für jeden Arbeiter für sich selbst wohl ein, auch zwei Mal im Jahre erschwinglich ist, der es ihm aber verwehrt, mit seiner Frau und seinen erwachsenen Kindern wohl auch nur einmal die Vorstellung zu

besuchen; unsere Arbeiter sind nicht in der Lage, etwa 1—2 Mk. für eine Vorstellung mehrmals im Winter auszugeben, und ein einmaliger und mühsam ersparter Besuch ist schließlich doch kaum wertvoll. Es müßte daher ein Platz geschaffen werden, vielleicht ein Stehplatz, der nur 10 Pf. kostet, damit dadurch auch weiteren Kreisen der Besuch ermöglicht wird; schließlich kann auch nicht jeder Arbeiter den Platz für 25 Pf. erhalten; er muß dann gar 50 Pf. bezahlen, was auch für manche Familie des Mittelstandes ein ziemlich hoher Preis ist. Es wird auf die Dauer sich zeigen, daß die Preise zu hoch sind; denn wenn erst der Reiz der Neuheit vorbei sein wird, wird der Besuch wahrscheinlich eben wegen des zu hohen Eintrittsgeldes bedeutend nachlassen. Da das Unternehmen ganz gut finanziell gestellt ist, da besonders der Staat einen erheblichen Zuschuß zahlt, ist es wohl nicht unberechtigt, eine Herabsetzung der Eintrittspreise dringend zu wünschen.

Ein zweiter Wunsch hängt damit eng zusammen. Es mag mit Rücksicht auf die Rentabilität des Unternehmens nicht leicht zu umgehen sein, daß nur dort gespielt wird, wo seitens einer Werksverwaltung oder eines Magistrats ein Zuschuß für die Vorstellung bewilligt wird; aber gerade daran scheitert die Popularität des Unternehmens. Es gibt doch auch eine große Anzahl von Arbeitern, die nicht in großen Werken arbeiten und die gegenwärtig an dem Genuß der Vorstellungen erst in zweiter Linie teilnehmen können; es sind das überdies meist solche Leute, die eine Theatervorstellung dringend bedürfen; denn in den großen Werken wird für Bildung der Arbeiter, auch für Förderung des Deutschtums schon von selbst reichlich viel getan; in den kleineren Werken, in den Werkstätten des privaten Handwerkers aber sitzt der Herd der polnischen Agitation; dort muß auch mit der Gegenarbeit begonnen werden, und das ist doch nur möglich, wenn von solchem Zuschußzwange teilweise abgesehen wird. Der Staatszuschuß erscheint fast überflüssig, wenn der einzelne Arbeiter mehr oder weniger auf die Güte seines Arbeitgebers angewiesen ist, ob dieser noch den Abonnementspreis für die einzelne Vorstellung zahlt oder nicht. Das Unternehmen würde nicht leiden, wenn auch ganz allgemein zugängliche Vorstellungen veranstaltet würden; in Jabrze z. B. wurden noch seitens zwei anderer Gesellschaften im letzten Winter mit gutem Erfolg Vorstellungen gegeben, ebenso in Kattowitz; es müßte möglich sein, daß etwa 2 bis 3 Mal im Winter in den größeren Ortschaften des Bezirkes freie Vorstellungen für jeden Arbeiter gegeben würden. Freilich wäre dazu eine Kontrolle nötig, um den Besuch auch den Arbeitern zu ermöglichen, und zu verhindern, daß die Billets von den Bessersituierten aufgekauft werden. Es erscheint doch gewiß als keine unausführbare Forderung, daß zu diesem

Zwecke die Gewerk- und Arbeitervereine des Bezirks organisiert und dann die Billets durch diese an ihre Mitglieder vertrieben würden. In einem Verein ist jeder Arbeiter, und schließlich würden auch die Zahlstellen der Orts-Krankenkassen bereit sein, den Verkauf an Arbeiter zu vermitteln. Auf diese Weise wäre es möglich, allen Arbeitern das Theater nutzbar zu machen, ohne Gefahr zu laufen, daß die Vorstellungen von den Wohlhabenden mißbraucht würden. Aber solche Organisation würde auch noch einen anderen und nach unserer Ansicht weit höheren Erfolg bringen. Es könnten dann zu den Sitzungen der Interessenten und vielleicht auch des Kuratoriums Vertreter dieser Arbeitervereine zugezogen werden; damit würde das Unternehmen mit einem Schlage alle Arbeiterkreise für sich gewinnen. Es ist leider der Fall, daß der Arbeiterstand allem, was ihm ohne seine Mitwirkung seitens seiner Arbeitgeber oder gar der Behörde angeboten wird, kritisch und zurückhaltend gegenübersteht; aber damit muß nun einmal gerechnet werden. Wenn aber der Arbeiter sehen würde: zu den Beratungen über die Vorstellungen werden auch seine Mitarbeiter hinzugezogen, dann würde er sich mitverantwortlich fühlen für das rechte Gelingen, sein Interesse würde nicht unerheblich wachsen.

Ein anderer Punkt, bei dem noch manche Wünsche angebracht erscheinen, ist der der Auswahl der Stücke. Gewiß muß dabei sehr große Vorsicht und Umsicht walten; auch muß zunächst mit leichten Stücken angefangen und so allmählich zu den schwereren übergegangen werden. Aber ob gerade Poffen unbedingt notwendig sind, um das Volk anzuziehen, ob gerade Einakter besonders geeignet sind, höheres Interesse zu wecken, muß doch zum mindesten fraglich erscheinen. Das Volkstheater muß sich nach unserer Überzeugung nicht nur durch die Darstellung, sondern auch durch die Stücke selbst von den Vorstellungen der einzelnen Vereine in ihren Kreisen wesentlich unterscheiden, und jeder Verein ist in der Lage, Stücke wie: In Feindesland, Versprechen hinter dem Herd, Das Schwert des Damokles u. s. w. aufzuführen, und tut es auch oft genug. Dadurch, daß nun durch das Volkstheater dieselben Stücke aufgeführt werden, wächst die Achtung des Arbeiters vor dem Unternehmen nicht; denn was er selbst kann, imponiert ihm nicht mehr. Es wird darum bei der Auswahl der Stücke von diesen einfachsten Werken abgesehen werden müssen. Ebenso aber erscheint auf der anderen Seite die Wahl des „Großen Lichts“ von Philippi zum mindesten stark verfrüht. Daß das Werk vom Königl. Schauspielhause in Berlin oft mit großem Erfolge gegeben worden ist, kann für die Berechtigung, es dem ober-schlesischen Arbeiter vorzuführen, nichts beweisen; das Stück ist viel zu schwer und zu kompliziert, als daß es auch nur annähernd hätte verstanden werden können. Das geeignetste Gebiet bleiben

nun für jede Volksbühne die großen Volksstücke der deutschen Literatur, die leichteren Klassiker und die patriotischen Stücke; sie werden auch in Oberschlesien sicher ihre Anziehungskraft bewahren.

Eine Frage ist bei den Vorstellungen in dem Bericht über die erste Spielzeit nicht beantwortet worden. Wie steht es mit den Theaterzetteln? Man darf diese Kleinigkeit nicht unterschätzen; der Arbeiter will einerseits die Vorgänge auf der Bühne an der Hand der Personenliste genau verfolgen; andererseits aber ist es auch erstaunlich, welch' Personen-Interesse oft für den einzelnen Schauspieler bei dem gewöhnlichen Mann aus dem Volke vorhanden ist; aber nur durch genaue Angabe des Theaterzettels ist dieses Interesse zu befriedigen; auf solche Weise kann sich ein enges Band zwischen Schauspieler und Zuschauer knüpfen, das im Enderfolge auch dem ganzen Theaterunternehmen nützlich werden kann. Wichtiger jedoch ist eine andere Verwertung des Theaterzettels, nämlich in der Weise, daß ihm eine kurze, aber übersichtliche und volkstümlich gehaltene Darstellung des Stückes, eine Inhaltsangabe mit historischen Erklärungen beigegeben wird. Bei Einaktern, Lustspielen u. s. w., auch bei den meisten Volksstücken wird das nicht nötig sein, weil schon an und für sich der Aufbau des Stückes so durchsichtig und der Inhalt so allgemein verständlich ist, daß der Arbeiter dem Gange der Handlung folgen kann. Aber bei schwereren Stücken, besonders bei den klassischen Schauspielen ist solche Anleitung kaum zu entbehren; die Erfahrungen in anderen Städten haben es gelehrt, daß der Arbeiter diese Inhaltsangabe genau verfolgt und sich so bei den Vorgängen auf der Bühne leichter zurechtfinden kann. Es kann, falls es noch nicht geschehen ist, worüber der Bericht sich nicht ausspricht, es kann der Leitung des Volkstheaters nicht schwer fallen, solche Inhaltsangaben, die ja nur in beschränkter Anzahl, vielleicht 12 bis 15 Mal im Winter, notwendig sein werden, zu liefern. Vielleicht ist es dann auch möglich, schon mit Rücksicht auf die mehrmalige Aufführung eines Stückes an den verschiedenen Orten und den dadurch bewirkten großen Besuch jeder Vorstellung, den Theaterzettel zu dem denkbar niedrigsten Preise, etwa zu 1 bis 2 Pf. abzugeben, um so jedem den Kauf zu ermöglichen.

Sind die bisherigen Vorschläge in Bezug auf das Volkstheater meist derart, daß sie sich auf eine Ausgestaltung des Unternehmens beziehen, so erscheint in dem einen Punkte eine Änderung der bisherigen Handhabung unbedingt nötig. In Königshütte sind für die Plätze des 1. und 2. Ranges Abonnements eingeführt worden. Das Abonnement umfaßt allerdings nur 12 Theaterabende und ist auch sehr billig, aber seine Einrichtung ist mit dem Wesen eines Volkstheaters schlechterdings unvereinbar; dieses soll gerade dem Unbemittelten dienen; aber es dürfte nur sehr, sehr wenige Arbeiter

und Handwerker geben, die in der Lage sind, den Abonnementspreis für 12 Vorstellungen — und sei er noch so niedrig — auf einmal zu bezahlen, während er sehr wohl die Möglichkeit hat, je nach dem Stande seiner Kasse die eine oder andere Vorstellung zu besuchen. Das Theater wird daher dem Arbeiterstande wieder entfremdet und teilweise entzogen, sein Besuch wieder ein Vorrecht der Begüterten, was aber den begründenden Beschlüssen des Unternehmens widerspricht. Schließlich ist auch gar nicht einzusehen, warum diese Einrichtung notwendig sein sollte; sind die Preise zu hoch, so erniedrige man sie; dann ist dem Arbeiter und kleinem Handwerker am meisten gedient. Dazu kommt aber noch, daß eine solche Entwicklung in Königshütte unmöglich ohne Rückwirkung auf die Leistungen des Volkstheaters auch in den übrigen Orten bleiben kann. Ist der Schauspieler erst daran gewöhnt, vor einem besseren, gebildeteren Publikum zu spielen, so wird er dann nicht mehr gewillt und bald auch nicht mehr befähigt sein, vorzugsweise für das Verständnis des kleinen Mannes zu spielen und seiner Auffassungsgabe sich anzupassen.

Das Volkstheater ist noch in der Entwicklung; die guten Aussichten, die man ihm nach den ersten beiden Spielzeiten stellen kann, werden sich hoffentlich verwirklichen; aber segensreich wäre es daher, wenn einige der von uns gemachten Vorschläge in wohlwollende Erwägung genommen und vielleicht auch ausgeführt würden. Je breiter und weiter die Grundlage ist, auf der das Unternehmen ruht, desto volkstümlicher wird es. Nur so wird es ihm gelingen, alle die Vorurteile, die ihm noch unberechtigterweise entgegenstehen, zu bezwingen, und auch manche Verwaltung, die sich jetzt noch ablehnend verhält, für die Beteiligung zu gewinnen. Dadurch wird auch das allem Anscheine nach noch vorhandene Übergewicht der Stadt Königshütte in Bezug auf die Anzahl der Vorstellungen immer mehr schwinden, und das Volkstheater wird dann in jeder Beziehung ein allen gleichmäßig gerecht werdendes Unternehmen sein. Jedenfalls muß jeder, der ein Herz hat für die ober-schlesische Arbeiterbevölkerung, den innigsten Dank hegen für alle die, die dem Werke zum Entstehen und Gelingen verholfen haben. Die Großartigkeit und Gesundheit des Unternehmens berechtigen zu der zuverlässlichen Hoffnung, daß die ihm noch anhaftenden Jugendmängel von seiner fortschreitenden Entwicklung bald überwunden sein werden; dazu möchte auch dieser Aufsatz sein Scherflein beigetragen haben.

Wie schon erwähnt wurde, hat der Magistrat der Stadt Gleiwitz eine Beteiligung an dem Oberschlesischen Volkstheater abgelehnt; eine zwingende Notwendigkeit, sich eine Theatergesellschaft, wenn auch nur teilweise, für immer zu sichern, lag nicht vor, da sich in Gleiwitz, als der

bedeutendsten Stadt des Industriebezirks, dem Sitze eines großen Landgerichts und der Garnisonstadt von fast zwei Regimentern, stets eine Gesellschaft für den ganzen oder doch wenigstens halben Winter niedergelassen hatte und wöchentlich 3 bis 4 Vorstellungen gab. Freilich waren die Eintrittspreise so hoch, daß für den Arbeiterstand der Besuch kaum in Frage kommen konnte; eigentliche Volksvorstellungen wurden nicht veranstaltet. Ein Versuch, den die Direktion Knapp im Winter 1901/02 in der Art unternahm, daß sie in den Werken zu besonders billigen Volksvorstellungen einlud und Billets verkaufen ließ, scheiterte vollständig an der Teilnahmelosigkeit der Arbeiter. Da wurde im Herbst 1902 von neuem und nun mit besserem Erfolge der Versuch gemacht, Volksvorstellungen auch in Gleiwitz zu veranstalten. Der von dem Referenten geleitete deutsch-evangelische Arbeiterverein erließ im September 1902 ein Rundschreiben an alle Vereine der Stadt, die in ihrer Hauptsache Arbeiter zu ihren Mitgliedern zählten, und forderte darin zum Zusammenschluß auf, um mit der nach Gleiwitz kommenden Theaterdirektion ein Abkommen zu treffen, daß besondere Vorstellungen zu ganz billigen Preisen für die Arbeiter, d. h. in erster Linie für die Vereinsmitglieder veranstaltet würden. Diesem Gedanken lagen die Erfahrungen zu Grunde, die der „Ausschuß für Volksvorlesungen“ in Frankfurt a. M. seit Jahren gemacht hatte und die auch darin gipfelten, daß es sich besonders vorteilhaft gezeigt hatte, nur für Arbeiter zugängliche Vorstellungen, zu denen die Billets durch die Arbeitervereine vertrieben wurden, zu veranstalten. Der Aufruf des deutsch-evangelischen Arbeitervereins, der selbstverständlich von jeder politischen oder konfessionellen Begrenzung abgesehen hatte, brachte einen vollen Erfolg. Am 1. Oktober 1902 wurde der „Ausschuß für Volkstheater in Gleiwitz“ begründet, dem folgende Vereine beitraten (die Zahlen in Klammer geben die Mitgliederzahl an): Allgemeiner Eisenbahnverein (1300), Evangelischer Männer- und Jünglingsverein (700), Katholischer Volksverein (550), Ortsverband der deutschen Gewerkvereine (Hirsch-Dunker) (550), Katholischer Arbeiterverein (deutsche Abteilung) (300), Katholischer Gesellenverein (240), Verband deutscher Eisenbahn-Handwerker und Arbeiter (220), Deutsch-evangelischer Arbeiterverein (190), Eisenbahn-Fahrbeamtenverein (140), Post- und Telegraphenunterbeamtenverein (90), Verein katholischer Jünglinge (60); insgesamt waren es also 11 Vereine mit fast 4400 Mitgliedern. Zum Vorsitzenden und Leiter des Ausschusses wurde der unterzeichnete Pfarrvikar Just gewählt. Der Plan des Unternehmens ging nun dahin, daß mit dem Theaterdirektor ein Vertrag geschlossen wurde, wonach dieser etwa alle 3 bis 4 Wochen eine besondere Volksvorstellung nur für die Mitglieder dieser Vereine veranstaltete. Nur durch diese Beschränkung erschien es möglich, die Vorstellungen

lediglich den arbeitenden Klassen zu reservieren und den Mißbrauch durch Wohlhabende, die erfahrungsgemäß nur allzugern solche billigen Vorstellungen besuchen, zu verhindern, andererseits auch den Theaterdirektor vor Schädigung seiner anderen öffentlichen Vorstellungen zu bewahren, da ja eben diese billigen Aufführungen nur von denen besucht werden konnten, die sonst nicht in das Theater gingen. Die Theaterdirektoren Waldenburg (bis Weihnachten) und Knapp (im zweiten Vierteljahr der Spielzeit) gingen auf diesen Vorschlag bereitwilligst ein, letzterer noch um so eher, als er von der Stadt subventioniert wurde. Die mißlichen Verhältnisse der ersten Gesellschaft veranlaßten den Magistrat und die Stadtverordnetenversammlung, dem zweiten Direktor 1500 Mark Subvention zu bewilligen, wobei sie, wohl angeregt durch die guten Erfolge des Ausschusses für Volkstheater, die Bedingung stellten, daß er dafür 12 Volksvorstellungen veranstalte; 4 davon entfielen nach Vereinbarung mit der städtischen Theaterkommission auf den Ausschuß.

Der Betrieb und die Organisation des Ausschusses gestaltete sich nun folgendermaßen: Tag und Stück wurden zwischen ihm und dem Theaterdirektor vereinbart. Der Ausschuß erließ auf eigene Kosten ein Inserat in den Tageszeitungen, in dem die Vorstellung angezeigt wurde. Die Billets wurden seitens der Geschäftsstelle des Ausschusses nach der Stärke an die einzelnen Vereine verteilt und von diesen unter ihre Mitglieder verkauft; der Theaterdirektor darf selbst keine Billets ausgeben. Das Geld wird an die Geschäftsstelle abgeliefert und von dieser dem Theaterdirektor ausgezahlt; dieser hat von der Reineinnahme alle Ausgaben für Saalmiete, Kostüme, Gagen 2c. zu tragen. Die Preise der Plätze wurden auf 30 und 20 Pf. für einen Sitz- und 10 Pf. für einen Stehplatz normiert, so daß auch jeder Arbeiter sich mit seiner Familie den Genuß einer Vorstellung mehrere Male im Winter gestatten konnte. Zu diesen Vereinen kamen bald auch einzelne Werke, die Billets an ihre Arbeiter teils verkauften, teils auch unentgeltlich verteilten, und zwar: Königl. Hütte; Huldshinsky'sche Hüttenwerke; Oberschlesische Chamottefabrik; Leinweber & Co., Kesselfabrik; Weinmann & Lange, Armaturenfabrik; C. Scharff, Glasfabrik; auch die Hilstelephonistinnen des Kaiserl. Telegraphenamtes beteiligten sich an den Vorstellungen. Somit war das Unternehmen auf der breitesten Grundlage aufgebaut; es darf wohl behauptet werden, daß es in Gleiwitz nur sehr wenige Arbeiter gibt, die nicht die Möglichkeit gehabt hätten, von ihren Werken oder aus irgend einem Vereine Billets zu den Volksvorstellungen zu erhalten.

Im ganzen wurden 6 Vorstellungen veranstaltet; dabei wurden 2 klassische: Wilhelm Tell und Minna von Barnhelm, und 4 Volksstücke aufgeführt: Das Stiftungsfest, Doktor Klaus, Mein Leopold und Ehrliche

Arbeit. Der Besuch war stets recht gut; das Theater war immer ausverkauft, meist überfüllt; zweimal waren etwa 1050, zweimal 1100 und zweimal 1200 Personen in dem Theater anwesend; im ganzen wurden die 6 Vorstellungen von 6700 Personen besucht. Die Einnahme ergab etwa 200 Mk. pro Vorstellung, sie schwankte zwischen 185 und 212 Mk.; immerhin erklärten beide Theaterdirektoren, daß ihnen die Einnahme genüge und sie befriedige, zumal die Vorstellungen immer an einem Tage stattfanden, an dem sonst in Gleiwitz nicht gespielt wurde. Für einen Platz wurde im Durchschnitt 18 Pf. gezahlt. Den Besuchern wurde ein Theaterzettel zum Preise von 5 Pf. angeboten; bei der Aufführung von „Wilhelm Tell“ und von „Minna von Barnhelm“ war ihm eine kurze Inhaltsangabe des Stückes beige druckt, die ein Mitglied des Ausschusses geschrieben hatte; man konnte beobachten, daß die Besucher in den Pausen sich an der Hand dieser Anleitung auf den nächsten Akt vorbereiteten.

Dies sind in großen Zügen die Umrisse der Arbeit des „Ausschusses für Volkstheater in Gleiwitz“. Auch ihm wird jeder unbefangene Beurteiler das eine Zeugnis ausstellen müssen, daß er an seinem Teile mit dazu beigetragen hat, die Arbeiter für Bildung zu interessieren und ihrem Geiste neue Anregung zu geben. Man hat es manchmal für einen Nachteil erklärt, daß die Volksvorstellungen so ganz ausschließlich für bestimmte Kreise bestimmt waren und die Billets nur in den Vereinen und Werken vertrieben wurden. Aber gerade darin beruht nach unserer Ansicht die Wirkung und der Erfolg des Unternehmens. Der Arbeiter fühlt sich am wohlsten, wenn er unter seines Gleichen ist, wenn er sich nicht durch Kleider und Benehmen allzusehr von den anderen Besuchern unterscheidet; er will auch nicht nur immer auf der Gallerie sitzen oder Stehplätze kaufen müssen, sondern auch einmal auf einem besseren Platze sitzen; das ist nur möglich, wenn solche billigere Volksvorstellungen nur für Arbeiter bestimmt sind. Aber auch dann würden sie nicht so gut besucht sein, wenn der Billetverkauf öffentlich wäre; der Arbeiter hat nicht die Zeit und auch nicht die Lust, sich an dritter Stelle die Eintrittskarten zu lösen; sie müssen ihm an der Arbeitsstätte oder im Verein angeboten werden, dann nimmt er sie gern und mit Freuden. Gerade in Gleiwitz war es möglich, die Richtigkeit dieser Ansichten und Grundsätze zu prüfen und zu erfahren; die 8 durch die städtische Subvention veranlaßten anderen Vorstellungen fanden bei freiem Billetverkauf zu niedrigen Preisen (wenn auch nicht so niedrig wie die des Ausschusses) statt; aber der Besuch blieb bedeutend hinter den Volksvorstellungen des Ausschusses zurück, das Theater war einige Male sehr schlecht besucht, auch fehlten die Arbeiter fast ganz; der Mittelstand, ja auch die Reichen benutzten die Gelegenheit, einmal für

billiges Geld das Theater zu besuchen und blieben dafür den anderen Vorstellungen fern. Man wird darum dem Ausschuß bei seiner Handhabung der Organisation nur Recht geben können; es ist ihm sicherlich gelungen, mit kleinen, ja mit den bescheidensten Mitteln ohne alle Hilfe ein bedeutsames Stück sozialer Arbeit zu leisten, auf das er mit Recht stolz sein kann. Aber freilich haften auch diesem Unternehmen noch so manche Mängel an und noch so mancher Wunsch ist unerfüllt geblieben. Es ist eine Schwierigkeit, daß der Besuch von den Vereinen abhängig ist; wenn einmal ein oder gar mehrere Vereine durch irgend eine eigene Festlichkeit oder aus sonst einem Grunde verhindert ist, die Vorstellung zu besuchen, er also unter seinen Mitgliedern gar keine oder nur ganz verschwindend wenige Billets absetzen kann, so ist sehr leicht die Möglichkeit gegeben, daß das Theater einmal nur mäßig besucht ist. Das Bestreben, diese Möglichkeit durch rechtzeitige Rückforderung der unverkauft gebliebenen Billets und anderweite Verteilung derselben zu beseitigen, scheidet oft an der Langsamkeit der freiwilligen Hilfskräfte. Ein anderer Übelstand ist die Kleinheit des Saales und die große Anzahl der beteiligten Mitglieder. Rechnet man auf jedes Vereinsmitglied im Durchschnitt nur ein Familienmitglied, so hat im letzten Winter noch nicht einmal jeder in eine Vorstellung gehen können, ganz zu schweigen davon, daß doch mancher öfter gegangen ist. Hier wird es die Aufgabe sein müssen, die Verteilung der Eintrittskarten genau zu überwachen, damit auch jeder wenigstens einmal in die Lage kommt, Billets zu erhalten. Auch auf eine Vermehrung der Vorstellungen wird der Ausschuß ernstlich Bedacht nehmen müssen.

Ein weiterer, oft schwer empfundener Übelstand ist der, daß der Ausschuß über fast gar keine Mittel verfügte; die kleinen Beiträge der Vereine deckten gerade die Verwaltungskosten. So konnte dem Theaterdirektor weder eine bestimmte Minimaleinnahme garantiert, noch ihm bei Stücken, die besonderen Aufwand an Dekorationen, Personal u. s. w. erfordern, ein kleiner Zuschuß bewilligt werden. Eine Bitte des Ausschusses an die Königl. Regierung um eine Subvention kam für den verflossenen Winter zu spät; doch ist seitens der Königl. Regierung zu Oppeln, die dem Unternehmen mit den wärmsten Sympathieen entgegenkommt, eine solche für die kommende Spielzeit in Aussicht gestellt.<sup>1)</sup> Dann wird es hoffentlich auch möglich sein, für jede Vorstellung eine bestimmte Anzahl Freibillets an die Ärmsten zu verteilen, damit auch diesen Arbeitern, die unter der größten

---

<sup>1)</sup> Während des Druckes geht die Nachricht ein, daß der Herr Oberpräsident den Ausschuß für die kommende Theatersaison 1903/4 eine Unterstützung von 1000 Mk. bewilligt hat.

Sorge und Not seufzen, einmal ein Lichtblick von der Höhe freien und reinen Denkens gezeigt werde.

Es ist ein bedeutend kleineres und ganz anders organisiertes Unternehmen, das sich in Gleiwitz gebildet hat; von unten herauf durch Selbsthilfe ist hier das Volkstheater geschaffen worden. Aber auch hier ist, wie Referent aus eigener Erfahrung bezeugen darf, schon so manche Freude bereitet und manche Anregung durch die Vorstellungen gegeben worden. Das Schönste jedoch, und dem Berichterstatter eine seiner köstlichsten Erfahrungen ist die Vereinigung der verschiedensten Arbeitervereine der mannigfachsten politischen Richtung und verschiedener Konfession zu einer gemeinsamen nationalen und kulturellen Tat; der Segen kann da nicht fehlen.

### III.

Nur kurz kann über einen dritten Versuch auf dem Gebiete der Volksbildung gesprochen werden, über das Volkskonzert. Dasselbe tritt ergänzend neben das Volkstheater, indem es die gerade dem ober-schlesischen Volke besonders eigene musikalische Anlage und Neigung unterstützt und fördert. Soweit bekannt, ist dieser besondere Zweig der Volksbildungsbestrebungen noch wenig gepflegt, was wohl besonders an der Schwierigkeit der Ausführung liegen mag. Wir verstehen unter Volkskonzert nicht die Darbietung irgend eines Gesangsvereins dritter und vierter Ordnung oder der Gesangsabteilung irgend eines Vereins, sondern die Vorträge eines erstklassigen Chores, der in jeder Beziehung etwas Vollendetes und Erhebendes bietet. Sonst würde sich das Volkskonzert von den sonstigen Chordarbietungen in den einzelnen Vereinen eben wieder nicht unterscheiden und seinen Zweck verfehlen. Darum werden für solche Konzerte in erster Linie die Lehrer-gesangsvereine und in den Städten die sogenannten Musikvereine in Betracht kommen, die sich auch ausnahmslos in den Dienst der Sache stellen dürften. Das Programm wird neben klassischer besonders volkstümliche Musik bieten müssen; besonders zu pflegen gilt es hier das deutsche Volkslied.

Über einen ersten Versuch in dieser Richtung sei hier noch kurz berichtet. Der obengenannte Ausschuss für Volkstheater in Gleiwitz hat am 1. Dezember 1902 ein solches Volkskonzert veranstaltet, wobei der Musikverein der Stadt unter Leitung des Herrn R. Kienbaum in dankenswerter Weise seinen Chor zur Verfügung stellte. Das Programm bot 5 gemischte Chöre und 4 Volkslieder für gemischten Chor, 1 einstimmigen Frauenchor, 3 Solovorträge, 1 Sonate für Violine und Klavier und 1 Streichquartett. Die Texte zu den Gesängen wurden den Zuhörern kostenlos in die Hand gegeben, der Besuch war gut, die Teilnahme der

Zuhörer war sehr groß, die Befriedigung machte sich manchmal in brausendem Beifall kenntlich.

Es sind die verschiedensten Bestrebungen, die sich uns in Oberschlesien kräftig und an der Arbeit zeigen, um das Volk zu bilden und geistig anzuregen. So manches ist überall noch zu bessern und entwicklungsfähig; auch wird es noch einige Jahre währen, bis der Erfolg sichtbar zu Tage tritt. Aber wie es im Bergwerk auch erst langer, langer, mühseliger und unscheinbarer Arbeit bedarf, bis endlich das edle Metall und die wertvollen Schätze des Erdinnern an das Tageslicht kommen, so wird im Lande der Bergwerke auch erst nach jahrelanger, mühseliger Kultur-Arbeit der edelste Schatz ans Tageslicht treten, das Kleinod der Volksseele und des geförderten, geläuterten Geistes der unteren Volksschichten. Um diesen Preis ist keine Mühe zu groß und keine Arbeit zu schwer; daß aber alles Arbeiten endlich einmal zum Ziele führen wird, das ist die Zuversicht und die Gewißheit aller Volksfreunde.

---

## Die Hochflut der oberen Weichsel im Sommer 1903.<sup>1)</sup>

Von

Mar Krause, fürstl. Pleß'scher Kulturtechniker, Pleß.

**D**em im I. Jahrgang 1902 Hest 4 dieser Zeitschrift geschilderten Juni-Hochwasser der Weichsel im Kreise Pleß im Verlaufe sehr ähnlich, wiederholte sich auch in diesem Jahre, nur drei Wochen später, in der Zeit vom 7.—12. Juli, eine in ihren Folgen noch schlimmere Katastrophe. Denn diesmal, nach einem Regenfall vom 1. Juni bis 14. Juli von 314 mm, brachen die preußischen Dämme an der Weichselgrenzstrecke entlang der Weichsel-Mühlgraben-Genossenschaft an 7 Stellen, während in Österreich oberhalb Schwarzwasser und in Ober-Tarjitsch wohl auch mehrere Deichbrüche stattfanden, wodurch jedoch hier, weil hier die Dämme nicht so hoch sind, geringere Verheerungen angerichtet wurden.

Der Schaden, den die Weichsel-Mühlgraben-Genossenschaft allein an Dämmen und Bauwerken zc. erlitten hat, beträgt in diesem Jahre über

<sup>1)</sup> Voraussichtlich wird das nächste Hest eine genaue, in der Hauptsache auf amtlichen Quellen beruhende Schilderung des diesjährigen Hochwassers in Oberschlesien, besonders im Gebiete der oberen Oder, bringen. — Die Redaktion.

30000 Mk. Außerdem sind aber 500 ha Wiesen mit dem teils in Schwaden, teils in Kappen stehenden Heu überflutet worden, so daß dieser Verlust an Futter auf 50 000 Mk. geschätzt werden muß.

Wiederum sind die Kolonien Paschkowisena und Bor, sowie die beiden zusammen 200 ha großen Fischteiche des Fürsten von Pleß, der Zabrzeg- und der Macieftich bei Goczalkowitz überströmt, und dieser Schaden ist auf mehr als 40 000 Mk. anzunehmen. Ferner ist die 209 ha große Biassowitz-Neuberuner Niederung völlig überflutet und die Ernte daselbst vernichtet.

Rechnet man den Schaden zusammen nur auf 150 000 Mk. und überlegt man, daß diese Schäden sich in den letzten 30 Jahren, und zwar 1871, 1872, 1873, 1880, 1881, 1884, 1894, 1902 und 1903, also neunmal wiederholten, und in den übrigen Jahren nur dadurch abgewendet werden konnten und die unendliche Mühe und der Kostenaufwand für Deichschutz nur deshalb von Erfolg war, weil die österreichischen Dämme in größerem Umfange brachen, daher drüben die Schäden eintraten, so ist die Frage berechtigt, was denn bisher zur Abwehr der Schäden geschehen ist und was in Zukunft zu geschehen hat.

Eine dem Verfasser dieser Zeilen vorliegende handschriftliche Karte der Weichsel-Niederung von Schwarzwasser bis zur Bialkamündung aus dem Jahre 1754 ist insofern hochinteressant, als sie zeigt, wie schon damals die in die Höhe und Breite fortschreitende Auslandung der Weichsel die Bewohner des Tales zwang, die alten Verwallungen zu erhöhen und an Engstellen zurückzulegen, kurz immer mehr Platz für das Hochwasser zu schaffen, je mehr sich der Fluß durch Auslandung zwischen den Dämmen den Platz selbst beschränkte.

Dieser Kampf mit den Weichselfluten setzt sich bis in die Neuzeit fort und wurde immer heftiger, kostspieliger und erfolgloser, als die Österreicher oberhalb Schwarzwasser den Fluß von oben her regulierten, ohne gleichzeitig von unten her Vorflut geschaffen zu haben. Denn das in den achtziger Jahren von ihnen aufgestellte Projekt zur Regulierung der Grenzstrecke der Weichsel fand angeblich aus technischen und finanziellen Gründen keinen Anklang bei den preussischen Behörden.

So unterblieb bis heut leider die so notwendige, gründliche, gemeinsame Regulierung und Österreich suchte seine Ortschaften oberhalb der Grenzstrecke durch die Regulierung oberhalb Schwarzwasser zu schützen so gut es ging, ohne Rücksicht auf die unterhalb liegenden Angrenzer.

Seit Jahrzehnten finden zahllose Bereisungen des Weichselflusses an der Landesgrenze von kleinen und großen nationalen und internationalen Kommissionen statt, bei denen stets einmütig festgestellt wurde, daß die

Weichsel außerordentlich krumm verläuft und reguliert werden muß, aber, nachdem diese Feststellungen zu Protokoll gebracht waren und die besten Absichten ausgesprochen wurden, blieb es stets — Gott sei's geklagt — beim Alten. Die Weichsel fließt heut noch so krumm und bandwurmartig wie vor 50 und 150 Jahren und die Sachlage ist immer mehr unerträglich geworden.

In Nr. 498 der Schlesiſchen Zeitung dieses Jahres beklagt ein Eingeseffener des Kreises Pleß die Überschwemmungen an der Weichsel, ihre Ursachen und das geringe Interesse, welches der Staat für die Beseitigung dieser Ursachen der Weichselſchäden bisher gezeigt hat. In diesem treffenden Artikel wird zugleich auf die notwendigen Maßnahmen hingewiesen, die zur Abwendung der Hochwassernot getroffen werden müssen. Denn trotzdem auch der Wasserausschuß vor einigen Jahren die obere Weichsel bereist hat und trotzdem derselbe — wie in Nr. 508 dieses Jahrgangs der Schlesiſchen Zeitung ausgeführt wird — die Regulierung für notwendig erklärt und empfohlen hat, ist bisher nichts geschehen. Inzwischen gehen Unsummen an Nationalvermögen, Wohlstand, Steuerkraft und die Zufriedenheit der Bevölkerung verloren.

Im vorigen Jahre ist seitens Österreich wieder ein neues Projekt vorgelegt worden, welches auf eine beschränkte Regulierung des Flusses abzielt, nur die schlimmsten Krümmungen beseitigen und die gefährlichsten Deichengen durch Zurücklegung der Dämme erweitern will. Das ist aber nicht genügend, sondern leider nur ein kleines Hilfsmittel auf einige Jahre ausreichend. Denn die Weichsel landet unheimlich schnell ihr Vorland zwischen den Deichen auf und bald ist wieder kein Platz.

Nach den großen Hochwässern von 1884 und 1894 hat die fürstlich Pleß'sche Verwaltung und die Weichsel-Mühlgraben-Genossenschaft die Deichbrüche an den schlimmsten Stellen nicht mehr geschlossen, sondern große Flächen ausgedeicht und preisgegeben. Auch wurden Schlingendurchbrüche der Weichsel, welche von Zeit zu Zeit eintraten, beibehalten.

Einige Jahre waren diese Abflußverbesserungen an den schlimmsten Stellen von Erfolg, dann war aber die Gefahr auf anderen Stellen wieder größer geworden und so geht es weiter.

In der unten angegebenen Tabelle sind beispielsweise die Summen angegeben, welche allein die fürstlich Pleß'sche Verwaltung seit 1861 für Ufer- und Deichschutz an der Weichsel ausgegeben hat. Die Tabelle zeigt deutlich, wie rapide die Ausgaben gestiegen sind, die dennoch nutzlos waren, da sie einen Schaden von ca. neunmal 150 000 Mk. = 1,35 Millionen Mk. nicht verhüten konnten.

## Tabelle

der Ausgaben der fürstlich Pleß'schen Verwaltung für Schutz der Weichseldämme und Ufer seit 1861.

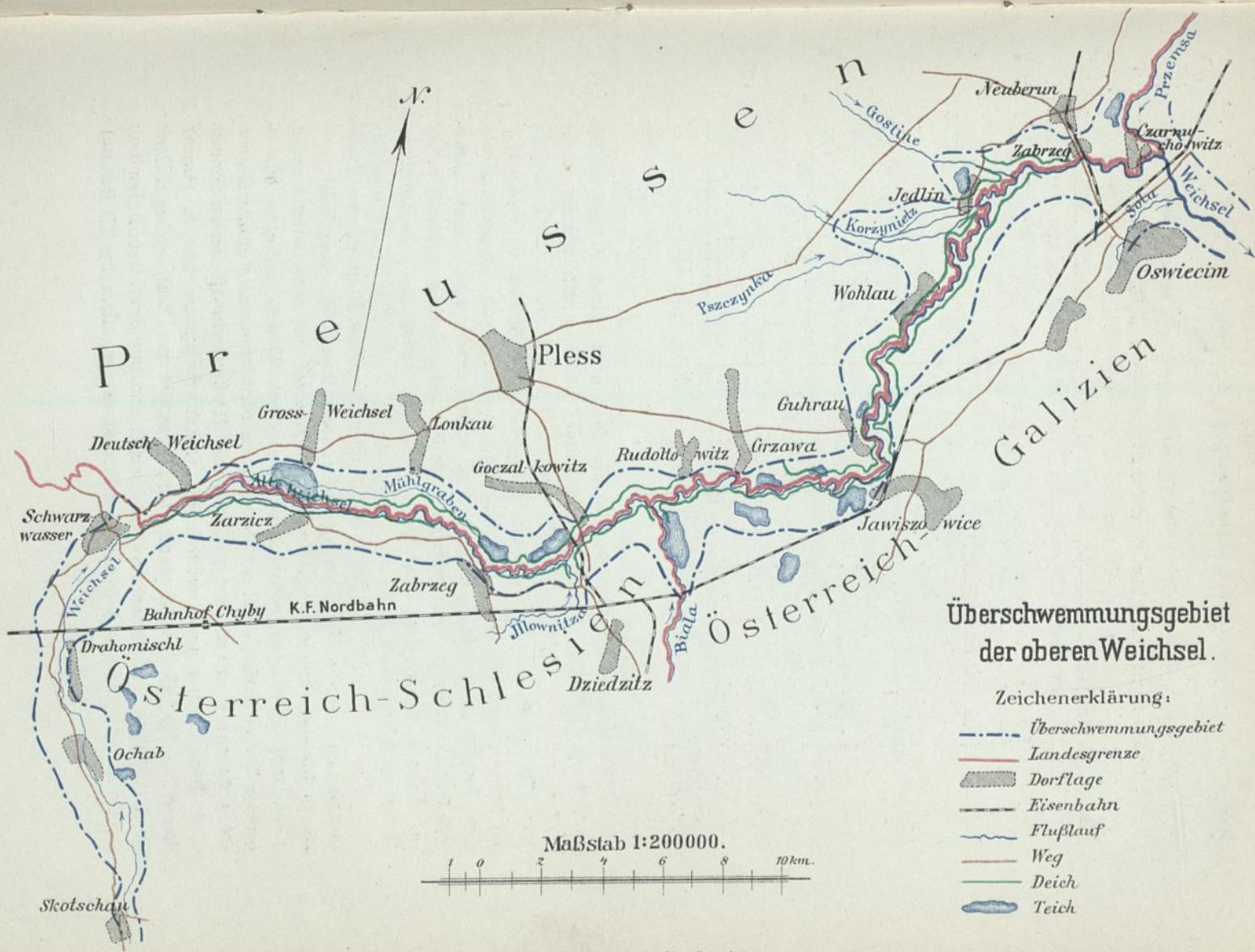
	Jahr	Ausgabe in der Zeit von 1861— 1870	Jahr	Ausgabe in der Zeit von 1871— 1880	Jahr	Ausgabe in der Zeit von 1881— 1890	Jahr	Ausgabe in der Zeit von 1891— 1900	Jahr	Ausgabe in der Zeit von 1901— 1905
	1861	1 521	1871	860	1881	52	1891	6 900	1901	5 100
	1862	1 081	1872	2 854	1882	3 835	1892	6 400	1902	11 800
	1865	890	1873	3 395	1885	6 567	1895	1 500	1905	14 961
	1864	2 192	1874	917	1884	13 210	1894	28 000		
	1865	449	1875	.	1885	17 252	1895	6 200		
	1866	186	1876	5 732	1886	8 443	1896	5 900		
	1867	206	1877	2 007	1887	3 453	1897	9 800		
	1868	.	1878	186	1888	3 100	1898	1 600		
	1869	.	1879	4 647	1889	2 600	1899	6 300		
	1870	176	1880	4 102	1890	1 550	1900	30 300		
<b>Summa</b>		6 701		24 698		60 042		102 900		51 861
10 jähriger Durchschnitt		671		2 470		6 004		10 290		10 620

Mit kleinen Hilfsmitteln ist also hier nicht mehr zu helfen. Es müssen umfassendere, durchgreifendere und einheitliche Maßnahmen getroffen werden.

Die beiderseitig vorhandenen großen Teiche müssen zu Hochwasserreservoirien umgewandelt, aufnahmefähig gemacht und gesichert werden. Die hoch aufgelandeten Borde der Weichsel, welche bereits auf großen Strecken die Höhe der Dammkronen erreicht haben, müssen abgetragen und die Dämme so viel als möglich zurückgelegt, erhöht und in fahrbarer Breite hergestellt werden.

Die wirksamste Maßregel wird aber die Zurückhaltung des Hochwassers im Gebirge sein. Hier muß durch kleine und große Talsperren der zu schnelle Abfluß der gefährlichen Hochwasserwelle aufgehalten werden. Man wird damit zur vollen Beherrschung des Wassers gelangen, die zu geringe Niedrigwassermenge zur Bewässerung vermehren und nützliche Wasserkräfte gewinnen, überhaupt eine rationelle Wasserwirtschaft treiben können.

Diese Maßnahmen müssen aber schleunigst geplant und in Angriff genommen, die Geldmittel vom Staat sofort bereit gestellt werden. Denn der Privatbesitz, der immer nur im Wechsel und mit einer verhältnismäßig kleinen Strecke am Fluß beteiligt ist, kann weder allein die Mittel auf-

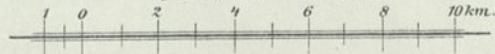


### Überschwemmungsgebiet der oberen Weichsel.

Zeichenerklärung:

- - - - - Überschwemmungsgebiet
- — — — — Landesgrenze
- Dorflage
- Eisenbahn
- ~ Flußlauf
- — — — — Weg
- — — — — Deich
- Teich

Maßstab 1:200000.



bringen, noch einen Zwang zur Beteiligung der anderen Anlieger an der auszuführenden Arbeit ausüben und vor allen Dingen nicht die Organisation übernehmen und die dauernde Unterhaltung sichern.

Das preußische Inundationsgebiet an der Landesgrenzstrecke der Weichsel von Schwarzwasser bis zur Przemsa-Mündung umfaßt rund 2920 ha, von denen

ca.	40 ha	Holzung,
"	500 "	Teiche,
"	1190 "	Wiese,
"	1280 "	Acker und

ca. 1519 ha hiervon im fürstlich Pleß'schen Besitz sind. (Siehe die beigefügte Übersichtskarte des Überschwemmungsgebiets.)

Dieses Überschwemmungsgebiet bringt, wenn es geschützt wird, einen Reinertrag von durchschnittlich mindestens 50 Mk. pro ha und Jahr und hat, wenn dieser Ertrag mit 4% kapitalisiert wird, einen Wert von 1250 Mk. pro ha oder rund von 3,65 Millionen Mk.; es ist daher wohl wert, geschützt zu werden.

(Die österreichische Inundationsfläche auf der Grenzstrecke ist erheblich größer und auf rund 3500 ha mit einem Wert von rund 4 000 000 Mk. anzunehmen.)

Wenn daher dieser Schutz nicht schleunigst und durchgreifend erfolgt, müßte das Weichseltal in Zukunft als wertloses Terrain den wilden Weichselfluten preisgegeben werden. Das darf aber in einer Provinz, genannt die schönste Perle in der Krone Preußens, nicht stattfinden.

Kein Zoll breit dieses schönen Landes, welches die Hohenzollern mit soviel Aufwand von Mühen, Gut und Blut ihrer Untertanen erworben haben, darf preisgegeben werden, und es wird gewiß dieser Hinweis und dieser Notschrei genügen, um die königliche Staatsregierung zu veranlassen, so schleunig als möglich und mit aller Tatkraft gründlich und mit genügenden Mitteln ans Werk zu gehen, ein Stück blühender Provinz vor der Vernichtung zu retten.

Während der Drucklegung dieser Zeilen brachten die Zeitungen die frohe Kunde, daß das königliche Staatsministerium nicht nur auf Grund der Berichte der Lokalbehörden, sondern auch auf Grund eigener Anschauung die Bereitstellung von 10 Millionen Mark für die Beseitigung und Verhütung der Hochwasserschäden in Schlesien beschlossen hat, in der sicheren Voraussetzung, daß der preußische Landtag diese Summe ohne weiteres nachträglich bewilligen werde. Von diesem Gelde soll ein Teil sofort flüssig gemacht und den Lokalbehörden für die dringendsten Arbeiten zur Verfügung gestellt werden. Wie freudig und dankbar diese Maßnahme überall in den betroffenen

Landesteilen begrüßt wird, braucht nicht erst betont zu werden. Ein Gefühl der Erleichterung von einem schweren Druck überkam jeden mitfühlenden Menschen und besonders diejenigen, welche die Wassersnot an sich selbst erfahren oder an Ort und Stelle kennen gelernt haben.

Denn nun ist zu hoffen, daß mit der energischen Inangriffnahme durchgreifender Meliorationen in den geschädigten Flußgebieten bald Besserung eintreten wird.

Auch die Bewohner der oberen Weichsel-Niederung hoffen, daß ein genügender Anteil der bewilligten Geldmittel für die Regulierung der Weichsel bestimmt ist, daß auch ihrer, die im äußersten Winkel des Reiches liegen, gedacht werden wird und auch hier bald alle Hochwassernot ein Ende haben und der Landwirt freudig und ruhig die Früchte seiner Mühn ernten können wird.

Nicht allein der innige Dank der geplagten Flußtalbewohner und das wiedergewonnene Vertrauen derselben zur Fürsorge der Staatsregierung, sondern auch das Bewußtsein, eine außerordentlich segensreiche Tat vollbracht und weitere segensreiche Arbeit ermöglicht zu haben, wird der wohlverdiente Lohn sein.

---

## Oberschlesien im Bilderwerk schlesischer Kunstdenkmäler.

Von

Dr. Paul Knötel, Tarnowitz.



o nicht gerade völliges Neuland ist, ragen überall Denkmäler einer mehr oder minder fernen Vergangenheit in die Gegenwart hinein. Für die große Masse überwiegt noch heut und wird auch immer das augenblickliche Interesse des Tages überwiegen, und so wird sie sich jenen Denkmälern gegenüber meist naiv roh verhalten und wird sie unbedenklich vernichten, wenn das Bedürfnis es erfordert oder auch nur zu erfordern scheint. Die Leser mögen aus diesen meinen Worten keinen Tadel herauslesen und mich nicht für einen altertümelnden Menschen halten, der den Ansprüchen der Gegenwart nicht gerecht zu werden vermag. Ich stelle zunächst nur die Tatsache fest, finde aber, so leid mir im einzelnen Falle die Zerstörung eines älteren Kunstdenkmals tut, das Verhalten der großen Mehrheit in verschiedenen Ursachen begründet. Der Vorwurf, den man ihr machen kann, ist der, daß sie an Stelle von künstlerisch oder malerisch Wirkungsvollem häufig genug, ja zumeist Minderwertiges setzt. Aber davon abgesehen, haben nicht so naiv roh einst selbst

die führenden Geister gehandelt! Unbedenklich legte ein Julius II. Hand an den althehrwürdigen Bau der Petersbasilika; zahllose Denkmäler einer ruhmreichen Vergangenheit fielen als Opfer, und doch, wer wollte ihm und seinen Nachfolgern das Recht, so gehandelt zu haben, absprechen, wenn er heut unter der mächtigen Kuppel von St. Peter steht. Hier hatte sicher der Lebende, die lebendige Kunst des 16. Jahrhunderts recht. Es erübrigt wohl noch andere Beispiele anzuführen, hinzuweisen auf die zahllosen romanischen Prachtbauten, die der Gotik zum Opfer fielen, weiter zurückgehend in die Jahrhunderte, auch das kunstsinelige Volk der alten Helenen zu nennen, das in gleicher Weise altes zerstörte, um den veränderten Anschauungen und Ansprüchen entsprechendes Neue an seine Stelle zu setzen.

Dieser Standpunkt, den noch heut die große Mehrheit des Volkes einnimmt, war mit geringen Ausnahmen bis ins 19. Jahrhundert Gemeingut aller. Das Interesse an der Vergangenheit, besonders auch an der engeren und engsten Heimat war ja naturgemäß immer vorhanden, ja um so stärker, je mehr der Mensch an der Scholle haften blieb, der er entstammte; aber dieses Interesse war meist nur literarischer Art: der ehrwürdige Pfarrherr oder gelehrte Rektor des 17. Jahrhunderts etwa, der unermüdlich aus Urkunden, Stadt- und Schöffensbüchern Stoff zur Ortschronik zusammentrug, der mit innigster Liebe an den längst entschwundenen Gestalten der Vergangenheit hing, freute sich doch mit seinen Mitbürgern, wenn ein prunkvoller Barockaufbau den alten gotischen Flügelaltar verdrängte, in wohlgewählten lateinischen Distichen besang er wohl auch das neue Rathhaus, das sich an der Stelle des alten erhob.

Einen anderen Standpunkt gegenüber den künstlerischen Denkmälern der Vergangenheit brachte das 19. Jahrhundert, nicht allerdings ohne daß die Vorbereitungen dazu, die Ansätze schon weit früher vorhanden gewesen wären. Mit dem Neuklassizismus des 18. Jahrhunderts hatte diese neue Anschauungsweise eingesetzt, die ungleich der Renaissance und dem Barock das Alte nicht mehr selbstschöpferisch verarbeitete, sondern in engster Anlehnung an dasselbe und in seiner Nachbildung das Heil erblickte. Dieser Wiedergeburt folgten dann im Laufe des letzten Jahrhunderts neue; hinter- und nebeneinander wurden fast alle historischen Stile durchgenommen und als Vorbilder verwendet. Spätere Zeiten werden noch besser erkennen, wie wir es jetzt schon vermögen, daß sich damit die schöpferische Kraft dieses Zeitalters selbst das schlechteste Zeugnis ausstellte. Doch darf ich hier darauf nicht näher eingehen; ich mußte die eben erfolgten Ausführungen nur deshalb machen, um den Wechsel der Anschauungen über die älteren Kunstdenkmäler begründen zu können. Architekten wie Archäologen beschäftigten sich nun von verschiedenen Gesichtspunkten aus aufs ein-

gehendste mit ihnen. Lange genug allerdings hat es gedauert, ehe man allen Stilen gerecht wurde. So konnte es kommen, daß im Namen der sogenannten Stileinheit oder Stilreinheit das gepriesene 19. Jahrhundert zum Teil schlimmer gewüthet hat, als manche frühere vielgeschmähte Periode, wie das Barock und Rokoko. Man merkte vor lauter Übergeschichtlichkeit, wenn ich so sagen darf, nicht, daß man direkt ungeschichtlich verfuhr, wenn man z. B. aus einer alten gotischen Kirche alle Werke entfernte, die seit der Renaissance entstanden waren und gleichsam eine historisch-künstlerische Chronik des Gotteshauses darstellten. Häufig genug hat mich in solchen Kirchen, die mit neuen Altären, Kanzeln u. s. w., zumeist in „Stengelgotik“, versehen waren, das Gefühl trostloser Öde überschlichen. Heut verstehe ich es sehr wohl, wenn ich manchen einfachen Mann, so auch einmal einen Küster klagend hörte, daß ihnen die Kirche nicht mehr gefiele, ihnen nicht mehr heimisch vorkomme. Sie trafen unbewußt das Richtige. Der geschichtliche Zusammenhang zwischen einst und jetzt war eben abgeschnitten. Jetzt kann ich mir selbst auch mein eigenes zwiespältiges Gefühl erklären, daß mich früher mehr als einmal überkommen hatte, wenn ich meinte mich über den neuen gotischen Altar, die neue Kanzel, die neuen bunten Glasfenster unter den hohen Spitzbogengewölben freuen zu müssen und es doch nicht so recht fertig brachte.

Ein wirklicher Denkmälerschutz, eine wirkliche Denkmälerpflege ist erst neuerdings dadurch möglich geworden, daß man sich den Resten der Vergangenheit objektiv, ich möchte sagen vom entwicklungsgeschichtlichen Standpunkt gegenüber stellt. Grundbedingung dafür ist natürlich ein liebevolles Eingehen und Versenken in die Eigentümlichkeiten des Stils, eine genaue Kenntniss der Technik wie auch des praktischen Zwecks, dem das einzelne Werk seine Entstehung verdankt.

Ein wirksamer Schutz kann aber erst dann stattfinden, wenn man weiß, was zu beschützen ist. In unserem Falle also ist eine genaue Inventarisierung des Denkmälerbestandes unumgängliche Vorbedingung. Darüber sind sich die interessierten Kreise alle einig. Nur über den Umfang des zu Inventarisierenden gehen die Ansichten der Fachleute auseinander. Jedenfalls aber sind die Schwierigkeiten einer solchen Feststellung und Beschreibung von Denkmälern, die weit zerstreut, häufig abgelegen und in allen möglichen Händen sind, so groß, daß der einzelne oder wissenschaftliche Gesellschaften es zu leisten nicht im Stande sind. So war z. B. auch der dahin gehende Versuch des Vereins für das Museum schlesischer Altertümer, der in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gemacht wurde, ohne nennenswerten Erfolg geblieben. Wenn heut die Inventarisierung der Kunstdenkmäler in deutschen Ländern fast überall vollendet oder im besten Zuge

ist, so wird das hauptsächlich der Organisation durch Staat oder Provinz gedankt. Für Schlesien liegt das eigentliche Denkmälerverzeichnis in vier Oktavbänden vor, die in den Jahren 1886 bis 1894 erschienen sind. Sie sind das Werk des jetzigen Konservators der Kunstdenkmäler des preussischen Staates, Geheimrat Hans Lutsch.<sup>1)</sup> Es ist an dem Werke vieles ausgefesselt worden, und gewiß wird jeder, der sich mit schlesischer Kunstarchäologie beschäftigt hat, da und dort Ausstellungen zu machen haben; man wird aber ebenso eingestehen müssen, wieviel man bei seinen Studien gerade diesem Werke verdankt.

Im Vorwort zum ersten Bande spricht der Verfasser sein Bedauern aus, daß aus Mängeln an Mitteln dem Werke keine Abbildungen beigegeben werden konnten. Gewiß ist dies Bedauern von vielen geteilt worden, heut aber dürfen wir uns darüber freuen, denn wer weiß, ob sonst je das Bilderwerk erschienen wäre, auf das ich in der Überschrift dieses Aufsatzes hingewiesen habe.

Es liegt seit einigen Monaten in drei starken Foliomappen vor, denen ein illustrierter Textband aus der Feder von Lutsch beigegeben ist.<sup>2)</sup>

Abgesehen vom archäologisch-geschichtlichen Interesse ist es schon vom rein künstlerischen Standpunkte aus eine wahre Freude, die vorzüglichen Lichtdrucke zu sehen, die sich, untermischt mit Zinkzügen auf den 232 Tafeln der Mappen finden. Wer es nicht schon vorher wußte, der kann es hieraus erkennen, welchen Reichtum an Denkmälern der Vergangenheit unsere Provinz trotz Hussiten und Schweden, trotz Wechsel der künstlerischen Anschauungen und trotz der Restaurationsbarbaren des 19. Jahrhunderts noch besitzt. Und doch ist das Ganze nur eine Auswahl. Fast unberücksichtigt geblieben sind die Dorfkirchen, ganz bei Seite gelassen die beweglichen Kunstdenkmäler, wie Kelche, Monstranzen u. s. w., sowie auch die Gemälde und die in öffentlichen Sammlungen befindlichen Gegenstände. Es darf wohl die Hoffnung ausgesprochen werden, daß auch noch ein bedeutender Teil alles des zuletzt Erwähnten in Nachträgen veröffentlicht werden möge.

Es ist ja wohl selbstverständlich, daß die Hauptstadt Breslau und das geschichtliche Niederschlesien, sowie die Oberlausitz mit Görlitz den

<sup>1)</sup> Hans Lutsch, Verzeichnis der Kunstdenkmäler der Provinz Schlesien, Breslau bei Korn. 1. Bd. die Stadt Breslau, 2. Bd. die Landkreise des Reg.-Bez. Breslau, 3. Bd. der Reg.-Bez. Liegnitz, 4. Bd. der Reg.-Bez. Oppeln. Als Ergänzung dienen ein Register und ein Kartenband.

<sup>2)</sup> Bilderwerk schlesischer Kunstdenkmäler. Drei Mappen. — Ein Textband. Im Auftrage des Provinzialausschusses von Schlesien bearbeitet von Hans Lutsch, Konservator der Kunstdenkmäler des preussischen Staates, Geheimer Regierungsrat. Herausgegeben vom Kuratorium des Schlesischen Museums der bildenden Künste. Breslau 1903.

bedeutendsten Teil des Werkes ausfüllen; doch ist auch Oberschlesien seinem Denkmälerbestande nach recht stattlich mit der Zahl von 152 Nummern vertreten. Allerdings entfallen 57 davon auf das alte Bischofsland Neisse-Grottkau, das geschichtlich zu Niederschlesien gehört. Den Hauptteil an diesen 57 Nummern hat natürlich die ehemalige Hauptstadt Neisse und zwar mit 54 Abbildungen.

Nach dieser vielleicht etwas lang ausgefallenen Einleitung lade ich die Leser dieser Zeitschrift zu einer kultur- und kunstgeschichtlichen Wanderung durch Oberschlesien ein. Das Bilderwerk mag unser Führer sein.<sup>1)</sup>

Entwicklungsgeschichtlich stehen an erster Stelle die Schrotholzkirchen. Über sie habe ich in einem Aufsatz im Juliheft des vorigen Jahrganges eingehender gehandelt und kann mich deshalb hier kurz fassen. Ich bezeichnete sie dort (S. 250) als Schöpfungen einer atavistischen Kunst, die, wenn sie auch bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts immer noch neu entstanden, doch in Bauart und Baustoff auf eine weit zurückgelegene Zeit hinweisen, wo die deutsche Kultur auch im übrigen Schlesien noch keine Bresche in das geschlossene slavische Volkstum gemacht hatte. Das Tafelwerk gibt die Abbildungen von 10 Holzkirchen; diese bieten recht charakteristische Beispiele der einzelnen Typen. Außer den auch von mir abgebildeten Kirchen zu Mikultschütz (jetzt im Beuthener Stadtpark) und Georgenberg (Kr. Tarnowitz) sehen wir hier die malerischen Baugruppen von Groß-Döbern (Kr. Oppeln), Niederpohlom (Kr. Rybnik), Pniow und Ponischowitz (Kr. Tost-Gleiwitz), Goldmannsdorf, Pleß und Warschowitz (Kr. Pleß) (Tafel 68 u. 69) und endlich die auch von mir erwähnte Annenkirche zu Rosenberg, von deren eigentümlichem Aussehen ich erst durch diese Abbildung eine Vorstellung gewinnen konnte (Tafel 181, 2). Unter den angeführten Kirchen möchte ich noch besonders die von Groß-Döbern hervorheben. Von dem gewöhnlichen Typus weicht sie dadurch ab, daß über dem Umgange an der Westfront eine Empore angebracht ist. Sie ist wohl hauptsächlich durch den Charakter des St. Rochuskirchleins als Wallfahrtskapelle bedingt.

Von den Denkmälern slavischer Volkskunst, als welche die Schrotholzkirchen erscheinen, wenden wir uns zu denen der deutschen Kunst, die auf dem jungfräulichen Kolonialboden entstanden. Unter den Pionieren deutscher Kultur, die die dunklen Wälder Schlesiens lichteteten, verdienen an erster Stelle die Brüder vom Orden von Cisterz mitgenannt zu werden. Als Kulturoasen erhoben sich auch bei uns in von Mensch und Tier bedrohter Wildnis die Klöster der fleißigen und gelehrten Mönche mit ihren

<sup>1)</sup> Dank der Freigebigkeit des Provinzialausschusses scheinen so viel Exemplare an Behörden, höhere Lehranstalten und auch an Private verschenkt worden zu sein, daß das Werk Interessenten nicht zu schwer zugänglich sein dürfte. Im Buchhandel kostet es 80 Mk.

Wirtschaftshöfen und strahlten in den Umkreis ihre Segnungen aus. Auch auf Oberschlesiens Boden entstanden zwei solche Stiftungen, Rauden und Himmelwitz; eine größere Bedeutung hat allerdings nur jene erlangt. Des Klosters Mittelpunkt bildete hier wie überall die Kirche. Noch hat sich, wenn auch mannigfach verändert, der Bau des 13. Jahrhunderts erhalten. Aus dem Grundriß (Textband Abb. 9, Sp. 27/28) ersehen wir, daß wir eine Cisterzienserkirche einfachster Grundrißgestaltung vor uns haben: eine turmlose, kreuzgewölbte Basilika (mit vier Jochen im Langhause) mit Kreuzschiff und grade geschlossenem Chor. Neben diesem finden sich als Fortsetzung der Seitenschiffe jenseits der Vierung zwei kleine im Grundriß quadratische Kapellen.

Wie bei äußerst zahlreichen in katholischem Besitz gebliebenen Kirchen von Feldklöstern haben Veränderungen im Äußern und Innern das alte schlichte Bild im 17. und 18. Jahrhundert stark beeinträchtigt, dabei allerdings auch neue künstlerische Werte geschaffen, die wir jetzt nicht mehr gern missen möchten. Das Innere, auf das ich noch zurückkomme, zeigt Tafel 162, 1.

Bei all' ihrer hohen Bedeutung für die geistige und materielle Kultur konnte der Entwicklungsgang bei den Feldklöstern nicht stehen bleiben. Der Wirtschaftsbetrieb mußte aus der kirchlichen Gebundenheit befreit, die Centralisation des Gesamtbetriebes in die individuelle Form des Einzelbetriebes zu eigenem Vorteil ausgelöst werden. Dazu war nach der Seite des Handwerks und der Industrie hin die Stadt berufen! Sie wird in noch ganz anderer Weise zum Kulturmittelpunkt, von dem aus materieller und geistiger Einfluß sich nach allen Seiten bemerkbar macht. In ihr suchen wir dann vor allem auch die Denkmäler der Kunst. Sie beherbergt aber nicht nur Einzelkunstwerke, sondern ist mehr oder weniger in ihrer Gesamterscheinung ein solches, das naiver Kunstsinne unbewußt geschaffen hat.

Mit Recht hebt Lutsch im Textbande (Sp. 286) hervor, daß der Grundton jedes Stadtbildes von der örtlichen Lage im geographischen Sinne bestimmt ist. Verwischt wird das Bild durch starkes Anwachsen eines Ortes, künstlerisch verunziert durch die mächtigen modernen Häuserquadrate. Künstlerisch wertvolle Stadtbilder dürfen wir deshalb bei den größeren Städten des Industriebezirks nicht suchen.<sup>1)</sup> Von den vier Städteansichten Oberschlesiens (Tafel 185) zeigt die von Gleiwitz daher eine Wiedergabe eines älteren Gemäldes (von 1770) aus der Stadtpfarrkirche. Das malerische Element tritt hier wie gewöhnlich völlig zurück hinter dem Bestreben,

<sup>1)</sup> Wenigstens nicht im alten Sinne. Manches Bild moderner Meister zeigt, daß auch in Rauch und Staub von Hütten und Gruben genug malerische Motive ruhen.

dem Beschauer die Hauptmerkmale, Mauerkrantz, Kirchen, Rathaus und Türme vor Augen zu führen. Ins alte Bischofsland mit seinem blauen Gebirgshintergrunde geleiten uns die drei anderen flott gehaltenen Skizzen von Neisse, Patschkau und Ottmachau. Bei Neisse fesselt vor allem die Silhouette des Stadtbildes mit dem schlanken Ratsturne, dem mächtigen Dache von St. Jakob und den beiden doppeltürmigen Barockkirchen.

Konzentrierter erscheint das Stadtbild von Patschkau schon durch den Blick auf die rings sich herumziehende Stadtmauer mit ihren Türmen. Dadurch tritt die centrale Lage des Ringes, der durch den Ratsturm angedeutet wird, mit der benachbarten, eigentümlich burgartig wirkenden Pfarrkirche noch deutlicher hervor. Den Vorzug wird man aber wohl dem Stadtbilde von Ottmachau geben. Seinen eigenartigen Charakter erhält es durch das links hoch gelegene alte Bischofschloß, dessen Gegenstück dann rechts die Westfassade der zweitürmigen barocken Pfarrkirche bildet. Stilistisch stellen diese Ansichten natürlich keine Einheiten vor, Jahrhunderte mit ihrem Stilwechsel haben an ihnen geformt, aber gerade dadurch, daß sie die geschichtliche Entwicklung mehr oder weniger deutlich wieder spiegeln, bilden sie eine Einheit in höherem Sinne.

Ich gedachte bei Patschkau und Gleiwitz des Mauerkrantzes. In diesem Orte ist, soviel ich weiß, vor einigen Jahren entsprechend der geschichtlichen Entwicklung der letzte Rest verschwunden. Das kleine Patschkau dagegen ist eine der wenigen schlesischen Städte, wo er sich fast völlig erhalten hat. Tafel 51, 6 gibt einen malerischen Teil hinter der katholischen Pfarrkirche wieder; wir erblicken im Mauerzuge zwei nach außen im Grundriß halbkreisförmige Türme, die in den ehemaligen Zwinger vorgeschoben sind, während sich ihre grade Fläche nach der Stadt zu völlig öffnet und oben im Spitzbogen geschlossen ist. Unser Bilderwerk bringt unter einer Anzahl von Mauer- und Tortürmen auch einige aus Oberschlesien. Auf Tafel 186 sehen wir den Stockhausturm von Ratibor (Fig. 7), der mit seinen schlichten Renaissanceformen recht gut erkennen läßt, mit wie geringen Mitteln eine künstlerische Wirkung erzielbar ist. Reicher ist die in demselben Stile gehaltene Bekrönung des Münsterberger Torturmes in Grottkau und des Obertorturmes in Ziegenhals (Tafel 188, 4 und 6). Hier zeigen sich ähnliche Sinnenformen, wie wir sie am Gebirge entlang auch sonst an Schlössern, Türmen zc. finden. Komplizierter ist die Renaissancebekrönung des Breslauer Torturms in Neisse (Tafel 210, 2), während der aus dem Viereck ins Achteck übergehende Niedertorturm von Neustadt den am meisten vertretenen und einfachsten Typus zeigt (Tafel 186, 5).

Wie das Stadtbild von außen sich uns in einigen Beispielen malerisch darstellt, so dürfen wir hoffen, auch im alten Inneren, das einst der Mauer-

franz umschloß, manch' anziehenden Durchblick, manche idyllische Ecke zu finden. Schlicht und anspruchslos, wie sie meist sind, offenbaren sie allerdings ihre Schönheit nur dem dafür geübten Auge. In den stillen Kleinstädten treffen wir sie natürlich am meisten; in den größeren Orten haben Straßenregulierungen und Neubauten das Malerische nur zu oft zerstört. Aus ober-schlesischen Städten bietet unser Tafelwerk nur ein Beispiel aus Neiße (Tafel 177, 2). Es zeigt den Ring des schlesischen Rom mit dem noch zu erwähnenden Kammereigebäude oder Wagehaus zur Linken. Im Hintergrunde baut sich der mächtige Giebel von St. Jakob mit dem abseits stehenden Glockenturm auf, während sich über den Häusern in der Mitte der schlanke Ratsturm erhebt. Wie in den berühmteren alten Städten, z. B. Nürnberg oder Rothenburg a. T., zeigt sich auch hier die Ästhetik der gebrochenen Linien in glänzendster Weise. In diesem Zusammenhange stören nicht einmal die beiden flach gedeckten, vierstöckigen modernen Häuser, und zwar deshalb nicht, weil sie sich schlicht geben und nicht bewußt malerisch erscheinen wollen, wie es so mancher andere neue Bau mit seinen Erkern, Türmchen und Giebelchen tut.

Der Marktplatz oder Ring ist in unseren schlesischen Kolonialstädten der Mittelpunkt des öffentlichen Verkehrs. Hier erheben sich die Rathäuser mit ihren Türmen, hier liegt auch das oder jenes andere städtische Gebäude. Wo sich die älteren erhalten haben, zeigen sie öfter die Formen mehrerer Stile von der Gotik bis zum Barock. Zwei durch Pilaster gegliederte Volutengiebel weist das im 19. Jahrhundert nicht zu seinem Vorteil veränderte Rathaus zu Ober-Glogau auf (Tafel 188, 5). Den Hauptcharakter verleiht dem schlesischen Rathause unbedingt der selten fehlende Ratsturm, er, der häufig das einzige ist, was sich aus früheren Jahrhunderten herübergerettet hat. Oft genug hat — ich erinnere an Breslau, Schweidnitz, Jauer — der mittelalterliche Massivbau eine Renaissance- oder Barockhaube erhalten, so auch in Leobschütz (Tafel 189, 5). Vollständig gotischen Charakter trägt dagegen noch der Neißer Ratsturm mit seiner steilen Turmpyramide. Er läßt im Vergleich mit so manchem prozigen Turmbau der neueren Zeit recht erkennen, mit wie geringen Mitteln unsere Altvorderen eine monumentale Wirkung zu erreichen wußten. Ganz der Renaissance gehören die Ratstürme von Ober-Glogau und Patschkau an (Tafeln 188, 5 und 186, 1), jener kann mit seiner doppelt durchbrochenen Haube, die an die des Breslauer Rathauses erinnert, als Typus eines schlesischen Ratsturmes gelten. Der Patschkauer dagegen von etwa 1550 fällt völlig aus dem gewöhnlichen Schema heraus. In der Gliederung des achteckigen Oberbaues durch Pilaster und Bogen klingt die gotische Verzierungsweise der Turmflächen noch nach. Gotisch mutet auch die krabbenbesetzte niedere Spitze an.

Den geistigen Mittelpunkt der Stadt bildete, ehe noch ein monumentaler Rathausbau entstand, ja ehe es überhaupt Rathäuser gab, die Pfarrkirche. Jedenfalls hatte sie ursprünglich über ihren religiösen Charakter hinaus eine viel umfassendere Bedeutung als heut. Kein Wunder, wenn auch kleinere Gemeinden stattliche Pfarrkirchen errichteten, größere beim Bau derselben in kühnen Wettbewerb mit den gewaltigen Domkirchen traten. Für die mittelalterlichen Kleinstädte Beuthen und Gleiwitz bedeuteten schon die längst zu klein gewordenen alten gotischen Pfarrkirchen mächtige, die früheren armseligen Häuser weit überragende Bauten. Von höherem Kunstwert kann bei ihnen allerdings nicht die Rede sein. Bauten dieser Art können wir eigentlich nur im alten Bistumslande und den Gebieten an der mährisch-schlesischen Grenze erwarten.

Dem Alter nach ist hier zunächst die kath. Pfarrkirche zu Leobschütz zu nennen, deren älteste Teile in das 13. Jahrhundert zurückreichen. Eutsch bildet auf Tafel 23 und 24 mehrere Pfeilerkapitele und Schlußsteine ab; von ihnen ist das auf Tafel 23, 5 dargestellte noch romanisch, die anderen frühgotisch. Als schönes Beispiel der Hochgotik führe ich ein kirchliches Bauwerk an, das, da es keine Pfarrkirche ist, allerdings eigentlich nicht hierher gehört die Schloßkapelle von Ratibor.

Wahrscheinlich bald nach 1288 entstanden, zeigt sie sich in ihrer Formgebung dem damals gleichfalls erbauten Chor der Kreuzkirche in Breslau verwandt. Das Innere zeigt uns Tafel 18, 5, Einzelheiten Tafel 21, 22.

Entsprechend ihrer Größe und Bedeutung als Hauptstadt des alten Bischofslandes besitzt Neisse in St. Jakob auch die größte Pfarrkirche unseres Oberschlesien. Sie stellt sich als eine weiträumige Hallenkirche des 15. Jahrhunderts dar, an Kathedralkirchen erinnert der den Chor ummantelnde Umgang. Der Grundriß (Textabbildung 23, Sp. 65/66) zeigt noch das ursprüngliche, 1892 herausgebrochene Netzsterngewölbe des Mittelschiffes. Beispiele spätgotischen Machwerks aus diesem Gotteshause sehen wir auf Tafel 40, 5—7. Abweichend von der gewöhnlichen Art, bei der Kirche und Turm ein organisches Ganze ausmachen, steht hier der massige Glockenturm abseits. Den untersten Teil des nur auf vier Geschosse gebrachten Baus zeigt Tafel 37, 2 und bietet damit ein gutes Beispiel spätgotischer Formen, besonders auch in den umgebogenen Steinfilialen der Fensterbekrönung.

Gleichfalls dem 15. Jahrhundert, also noch der Zeit der Gotik, gehört die katholische Pfarrkirche zu Patschkau an (Grundriß Textband fig. 27, Sp. 71/72 und Chorgewölbe ebenda fig. 26, Sp. 70). Das Charakteristische ihrer äußeren Erscheinung aber liegt außerhalb ihres ursprünglichen Stil-

charakters. Es wird bedingt durch die Überhöhung der Wände des Langhauses und ihre an Burgbauten der Gegend (z. B. Frankenstein) erinnernde Zinnenbekrönung (Tafel 188, 2).

Von der aus der Zeit der Gotik stammenden Innenausstattung ist verhältnismäßig recht wenig erhalten, noch weniger natürlich, entsprechend auch seinem künstlerischen Werte, dem Bilderwerk einverleibt (Taufstein der Neisser Pfarrkirche Tafel 120, 2 mit Barockdeckel und Renaissancegitter — Holzfigur des hl. Nikolaus in Pittschen, Tertband Sp. 127). Wenn wir im Gebiete der alten lutherischen Landeskirchen verhältnismäßig viel mehr Reste des Mittelalters finden (z. B. in der evangelischen Kirche in Lüben), so erscheint das zunächst auffällig, erklärt sich aber sehr leicht.<sup>1)</sup> In den katholischen Gegenden blieben eben Altäre, Sakramenthäuschen u. s. w. Gebrauchsgegenstände und wurden daher infolge des veränderten Geschmackes, wenn sie schadhaft wurden, beseitigt und durch Modernes ersetzt, während sie in den lutherischen Gotteshäusern sich selbst überlassen, zum Teil wohl zu Grunde gingen, teilweise aber auch in unsere Tage herübergerettet wurden. So haben sich die steinernen Sakramenthäuser des Mittelalters bei uns in Schlesien fast ausschließlich in protestantischen Kirchen erhalten, z. B. in Elisabeth und Magdalena in Breslau und in Lüben. In den katholischen dagegen wurden sie seit dem 17. Jahrhundert durch das aus Italien stammende Tabernakel, das auf dem Hochaltar seinen Platz erhielt, überflüssig und dann, weil sie den zu dem reichen Altardienst benötigten Raum beengten, entfernt.

Aus demselben Grunde wurden auch oft die im hohen Chor stehenden Grabtumben beseitigt und ihre Figurenplatten irgendwo an der Wand stehend eingemauert. Über die allerdings aus einer anderen Kirche stammende Grabplatte des Bischofs Wenzel (Tafel 225, 3) habe ich schon in meinem im vorigen Jahrgange dieser Monatschrift erschienenen Aufsätze über die Neisser Bischofsdenkmäler gehandelt. In der ehemaligen Minoritenkirche zu Oppeln, die jetzt der evangelischen Gemeinde als Pfarrkirche dient, sind in der Wand die gleichfalls von Tumben stammenden Doppelgrabplatten Boleslaus I. von Falkenberg und Volkos II. von Oppeln sowie Volkos III. von Oppeln und seiner Gemahlin Anna eingemauert (Tafel 225, 3—4).

Die schlecht erhaltenen Denkmäler sind mehr von trachtenkundlichem als kunstgeschichtlichem Interesse. Ein Vergleich mit den Abbildungen dieser Platten bei Luchs (Schlesische Fürstenbilder des Mittelalters,

<sup>1)</sup> Abgesehen von Stellen, wo in der Reformationszeit auch hier Bilderstürmer vorkamen oder das ästhetische und protestantische Gefühl des 18. und 19. Jahrhunderts an den Resten der katholischer Zeit Anstoß nahm (z. B. in Steinau).

Breslau 1872) läßt so recht erkennen, welche hohe Bedeutung für die Kunstarchäologie die modernen Reproduktionsverfahren haben.

Endlich seien als Beispiele mittelalterlicher Kunst noch die auf Tafel 218 abgebildeten Teile der Bretterdecken von Chechlaw und Pniow (Kr. Cost-Glewitz) erwähnt. Das figürliche ist roh, so vor allem der Tod Mariä in Chechlaw. In die Ornamentik mischen sich in krauser, aber gefälliger Weise überkommene gotische Motive mit solchen der jungen Renaissance und einer Pflanzenmotive naiv verwendenden Bauernkunst.<sup>1)</sup> Dies feste Absehen von jeder Schablone wie auch besonders die frische vollstümliche Farbe machen diese Schöpfungen zu wichtigen Kunstdenkmälern unserer Provinz, deren Erhaltung dringend wünschenswert ist.

Die zuletzt besprochenen Werke der Malerei stehen zeitlich und stilistisch an der Grenze einer neuen Zeit — entstand doch das eine in demselben Jahre, als der Augustiner Martinus seine weltbewegenden Thesen an der Schloßkirche von Wittenberg anschlug. All überall neue Strömungen, neue Strebungen! Die Welt will untergehen, alle Zeichen deuten es an, klagt der eine; Jahrhundert, es ist eine Lust in dir zu leben, jubelt der andere. Auf dem Gebiete der Kunst nennen wir das Neue Renaissance. Schon am Ende des 15. Jahrhunderts hatten sich vereinzelte „antifische“ Formen in die der ausschweifenden Spätgotik eingemischt, zahlreicher, sieghafter, reicher und reiner werden sie in den folgenden Jahrzehnten. Aber, unangekränkt von schwachem Alexandrinertum weiß man das Fremde noch national zu verarbeiten, weiß man von keiner ästhetischen Sünde, wenn man das mittelalterliche Bauwerk, den gotischen Altar mit den Schmuckformen des neuen Stils bekleidet. Daher erscheint uns das Straßenbild so vieler Städte mittelalterlich, obwohl den meisten Privat- und öffentlichen Bauten die Renaissance ihren Stempel aufgedrückt hat, oft nur die altersgrauen Kirchen der Zeit angehören, die wir eigentlich das Mittelalter nennen.

Noch gehört zu diesen Städten Meisse, wenn gleich auch hier, wie meist in Schlesien die Neuzeit starke Lücken in den alten Bestand gerissen und das Bild nicht zu seinem Vorteil verändert hat. Als Residenz kunstsinziger und humaner Kirchenfürsten, als Sitz einer vermögenden Bürgerschaft erlebte die Stadt trotz der religiösen Wirren und starker sozialer Gegensätze eine Zeit der Blüte, die in den Kunstschöpfungen des 16. Jahrhunderts noch heut eine bezaubernde Sprache zu uns redet.

Vor allem ist im Gegensatze zu den Hervorbringungen der Renaissance, die wir vor einem Menschenalter erlebten, die schlichte Ein-

<sup>1)</sup> Die Deckenmalereien stammen mit den Kirchen wahrscheinlich aus den Jahren 1506 und 1517.

fachheit der Denkmäler bei allem Formenreichtum hervorzuheben. Man betrachte z. B. daraufhin die Giebel Zollstraße 17, Ring 6 (Tafel 100, 1, 4) und den aus Patschkau Ring 79 (Tafel 98, 3). Ein Prachtstück der Spät-Renaissance um 1600 herum ist das schon erwähnte Kämmereigebäude in Neisse (Tafel 177, 2), in dem sich der berechtigte Stolz einer selbstbewußten Gemeinde ausdrückt. In seiner, allerdings nicht ganz den strengen Forderungen des Denkmalschutzes entsprechend erneuerten Fassadenbemalung besitzen wir ein in Schlesien nicht mehr häufig erhaltenes Beispiel dieser damals gern geübten Kunstweise.

Nächst den Giebeln legte die deutsche Renaissance das Hauptgewicht auf die künstlerische Ausbildung des Portalgewändes. Drei hochinteressante Beispiele verschiedenen Charakters aus Neisse zeigt Tafel 110.

Gegenüber diesen vollendeten Hervorbringungen einer auf der Höhe stehenden Kunst nehmen sich die Umrahmungen des Süd- und Nordportals der alten katholischen Kirche in Beuthen O.-S. milde gesagt recht sonderbar aus (Einzelheiten Tafel 76, 3, 5, 6, 8). Bezeichnend genug auch für den damals kulturell zurückgebliebenen heutigen Industriebezirk! Der Frührenaissance gehören auch 2 Reliefs am Mandikantenstift in Neisse, St. Anna selbdritt und das Wappen des Bischofs Johannes V. von 1513 an, in denen die Anlehnung an italienische Vorbilder, so z. B. in der Schildform des Wappens recht lebendig zu Tage tritt (Tafel 55, 4, 7). Wie die Annenfigur noch gotisch gedacht, aber im Feuer der Renaissance geläutert ist das prächtige Altarwerk der Jakobipfarrkirche, das bei ihrer letzten großen Erneuerung in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts unpassende moderngotische Zutaten erhalten hat (Tafel 62, 1). Ist hier, an einem Werk vom Beginn des 16. Jahrhunderts, das mittelalterliche Gehäuse des Flügelaltars noch in unbestrittener Geltung, so zeigt uns den völligen Sieg der Renaissance auch in dem ihr eigentümlichen Aufbau der von Bischof Johannes Sitsch (1600—08) gestiftete Altar desselben Gotteshauses auf Tafel 117, 2. Es ist ein Werk desselben Meisters, der das gewaltige Epitaph des Bischofs geschaffen (Tafel 116, 2). Da ich aber dieses wie die anderen Neisser Bischofsgrabmäler eingehend in dem schon erwähnten Aufsätze behandelt habe, so sei hier nur darauf hingewiesen, daß auch diese in unserem Bilderwerk vortreffliche Wiedergaben erfahren haben, die z. T. die von Jungnitz gegebenen Abbildungen<sup>1)</sup> in manchen Stücken ergänzen und erläutern (Tafel 111, 113, 225). Ihnen sei sofort angeschlossen das wuchtige Wandepitaph des bischöflichen Leibarztes Jakob Schoresius von etwa 1600, in dem Lutsch die Hand des Meisters vom Denkmal des Bischofs Kaspar von Logau

<sup>1)</sup> J. Jungnitz, die Grabstätten der Breslauer Bischöfe. Breslau 1895.

wiederzuerkennen glaubt (Tafel 117, 1). Das Aufgeben der mittelalterlichen Kompositionsweise und Typendarstellung, die in dem Figurenschmuck der genannten Denkmäler noch immer durchklingt, zeigt ein leider arg mitgenommenes Relief mit der Geburt Christi von der katholischen Pfarrkirche in Oppeln, das um 1620 entstanden ist (Tafel 102, 3). Die aus der Grundform des Renaissanceepitaphs entwickelte Gestalt des Altars im Übergange zum Barock zeigen die Hochaltäre der katholischen Pfarrkirchen zu Gleiwitz (Tafel 199, 3) und Ratibor (Tafel 123, 2). Derselben Zeit gehört auch das dort mit abgebildete Chorgestühl an. Kehren wir noch einmal zum Grabstein zurück, so finden wir drei gute Beispiele für die vom 16. bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts entstandenen zahllosen Figurengrabplatten auf den Tafeln 227, 2 und 231, 1 und 2. (Landeshauptmann Johannes Posadowsky † um 1551 in der evangel. Pfarrkirche zu Konstadt; Georg Hondorf von Starpel † 1580 in der Meißner Pfarrkirche; Peter Dluhomil von und auf Birawi † 1593 in Birawa (Kreis Kosel). Vergessen wir aber auch nicht als Muster eines Wappengrabsteins der von einer Tumba herabgenommenen Platte für den 1532 gestorbenen Herzog Johannes von Oppeln und Glogau in der katholischen Pfarrkirche in Oppeln (Tafel 58, 1).

Eine ehrenvolle Stellung in der Geschichte der Renaissance nimmt auch das edle Schmiedehandwerk ein. Der Laie ist wohl geneigt, seine Schöpfungen weniger zu beachten, aber auch er wird sich schließlich dem Eindruck nicht entziehen können, den die Fülle der Motive, der Schwung der Formen auf ihn ausüben. Zwei prächtige Beispiele, die allerdings erst der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts angehören, bringt unser Bilderwerk auch aus Oberschlesien; den Brunnen auf der Breslauer Straße in Meisse, dessen schmiedeeisernes Gehäuse nach Art eines Vogelbauers 1686 von Wilhelm Hellenweg errichtet wurde, und eine Prachtgittertür aus der Raudener Klosterkirche (Tafel 210, 2 und 209, 1).<sup>1)</sup>

In die Motivwelt der Renaissance führt uns endlich die Bemalung von zwei flachen Holzdecken (Tafel 220). Die des Langhauses der schon erwähnten Chechlauer Kirche stammt von 1517 und geht mit den neuen Formen noch recht schüchtern um. Die völlige Beherrschung des reichen Formenschatzes der Renaissance finden wir dagegen auf der kassettierten Decke von Centawa, Kr. Groß-Strehlitz von 1585/86.

Vor 20 bis 30 Jahren würde der Bilderatlas noch mit der Renaissance abgeschlossen haben. Eine damals noch herrschende — nebenbei gesagt auch heute noch durchaus nicht ausgestorbene — Ästhetik, die sich auf dem Grunde der Antike aufbaute, wollte zumeist von den Schöpfungen des Barock und

<sup>1)</sup> Auf der letzten Tafel sind auch 2 Oberlichtgitter aus Neustadt O.-S. dargestellt.

seiner Nachfolger nichts wissen. Heut steht die Sache anders, und so bietet auch unser Bilderwerk eine reiche Auswahl von Schöpfungen des 17. und 18. Jahrhunderts. Wiederum mit Ausschluß von Neisse tritt natürlich unser Oberschlesien auch hier zurück, ohne doch ganz auszufallen.

Wenn der malerische Charakter eines Stadtbildes sich hauptsächlich durch die Türme bestimmt, so haben, kann man sagen, die meisten schlesischen Städte erst damals den erhalten, den sie noch heut aufweisen. Die durchbrochene Haube der Renaissance nahm kräftigere Formen an und schuf so eine Reihe äußerst prägnanter Erscheinungen (Groß-Strehlitz, katholische Kirche, Tafel 189, 5, Oberglogau, katholische Pfarrkirche, Tafel 191, 3, Kuratalkirche, Textbild 70, Sp. 261, katholische Kirche in Tarnowitz, Textbild 71, ebenda, Pößnitz, Kr. Leobschütz, Tafel 190, 7).

Wenn sich auch der Kirchenbau des Katholizismus, entsprechend der größeren Bedeutung, die seit der Gegenreformation das Papsttum wieder gewonnen, enger an römische Vorbilder, besonders unter dem Einfluß des Jesuitenordens anschließt, behält man doch meist auch bei Neubauten die einheimische organische Verbindung von Turm und Kirche bei. Häufig genug schmückt man sogar kleinere Kirchen mit einem Turmpaar an der Westfront. Als Beispiele dieser Art sehen wir die Matka-Bozarkirche in Altendorf bei Ratibor aus dem 3. Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts (Textbild 68, Sp. 259) und die um 1774 herum errichtete Kirche zu Groß-Hoschütz, Kr. Ratibor (Tafel 135, 1). An kirchlichen Gebäuden ungewöhnlich erscheint der von Hermen getragene Altan über dem Westportal. Gegenüber diesen Dorfkirchen zeigt sich als eine städtischen Verhältnissen entsprechend großzügige Anlage mit zwei Türmen die ehemalige Kirche der Kreuzherren, jetzt katholische Kuratalkirche in Neisse (Tafel 133, 1). Das daranstoßende ehemalige Klostergebäude mag zugleich als Beispiel der damals überall errichteten klösterlichen Neubauten erinnern. Wie zumeist ist auch an der 1715—30 errichteten Kirche die Westfront als Schauseite reich ausgestaltet, nur fehlt ihr wegen der Lage am Walle der sonst so charakteristische Portalschmuck.

Das durchaus einheitliche Zusammenwirken von Architektur, Malerei und Plastik, sowie ihre Zusammenfassung nach durchaus malerischen Grundsätzen läßt das Innere des Gotteshauses auf derselben Tafel erkennen. Andere Innenansichten bieten Tafel 135 (Kirche zu Groß-Hoschütz) und Tafel 155 mit der durch zwei Stockwerke reichenden Schloßkapelle zu Deutsch-Krawarn, Kr. Ratibor. Abgesehen von den kirchlichen Ausstattungsgegenständen bekleidete das 17. und 18. Jahrhundert auch ältere Bauten gern mit seinen Schmuckformen. Vor allem erfuhren die Kirchen der uralten Feldklöster in dieser Zeit gewaltige, ihren Charakter umgestaltende

Änderungen. Den bekannteren Heinrichau und Leubus reiht sich das ober-schlesische Rauden an (Tafel 162, 1). Während die Ausstattung älter ist, entstand die Dekoration der Gewölbe, Pfeiler u. s. w. um 1790, steht also schon unter dem Einfluß des Klassizismus, der aber noch, wenn ich so sagen darf, durchaus barockartig, lebensstrotzend, mit älteren Elementen vermischt auftritt.<sup>1)</sup> Alle angeführten Abbildungen von Innenräumen bieten uns auch Beispiele von Altären, Kanzeln u. s.<sup>2)</sup> und lehren, wenn auch in kleinem Maßstabe, die in der Darstellung äußerer Affekte übertriebene und doch so wundervoll mit dem Ganzen harmonisierende Figurenplastik kennen.

Nur dieser Periode in ihrer Eigenart gehören die Heiligenbildsäulen an, die der rastlose Eifer der Gläubigen vom Ende des 17. Jahrhunderts an in großer Anzahl auf Plätzen, auf Brücken, neben den Gotteshäusern errichtete. Achtlos gehen die meisten vor einer Nepomukfigur vorbei; mehr ins Auge fallen die stattlichen Säulen, die oben von einer Heiligenfigur bekrönt sind. Mag oft genug das figürliche verzerrt und roh erscheinen, jedenfalls wird das Auge von ihnen mehr gefesselt, als von so vielen sogenannten edlen, in der Tat aber langweiligen Denkmälern des 19. Jahrhunderts. Tafel 150 führt uns zwei Mariensäulen aus Leobschütz und Ratibor vor Augen. Eine gewisse Ästhetik wird sich allerdings schwer damit abzufinden wissen, daß bei dem letztgenannten Werke die eigentliche Säule nur aus Wolken besteht.

Ist diese Barockdenkmalplastik durchaus heimisch-deutsches Gewächs, so weisen die monumentalen Brunnen mit Tier- und Menschengestalten der Meereswelt auf Italien als ihre Heimat hin. Ein schlichtes Werk derart ist der um 1700 geschaffene Tritonenbrunnen zu Neisse (Tafel 175, 1).

Ein ganz anderer Geist weht aus dem Werke, das zeitlich die Darstellung ober-schlesischer Kunstdenkmäler beschließt. (Tafel 166, 2.) Es ist das Grabmal des 1806 gestorbenen Oberforstmeisters Heinrich von Burgsdorf auf dem evangelischen Kirchhofe zu Karlsruhe in Oberschlesien. Eine weibliche Idealgestalt lehnt sich an ein die Inschrift tragendes Postament, auf dem eine Urne mit dem Reliefbildnis des Verstorbenen steht. Man war damals überzeugt, mit solchen Hervorbringungen ganz im Sinne der großen Vorbilder Altgriechenlands zu schaffen, das verachtete Barock und Rokoko völlig überwunden zu haben. Aber der Mensch kann aus seiner Zeit, die ein Entwicklungserzeugnis der vergangenen ist, nicht heraus. Und so haftet denn auch dieser Figur noch lose etwas rokokohaft kokettierendes an, das der Antike völlig fremd war.

Wir haben unsere Wanderung durch das Bilderwerk und damit durch die Kunstgeschichte unseres Oberschlesien vollendet. Vielleicht habe

<sup>1)</sup> Einzelheiten Tafel 151, 4 und 163, 1—5.

<sup>2)</sup> Ein Teil des barocken Orgelgehäuses der Jakobipfarrkirche zu Neisse Tafel 153, 2.

ich die Geduld meiner Leser allzulange in Anspruch genommen. Aber nur so glaubte ich vielen dartzu zu können, welch' eine Fülle von Kunstschöpfungen selbst in unserem so verschrieenen Regierungsbezirke noch vorhanden ist. Wenn auch nur wenige, von meinem Aufsätze veranlaßt, zu dem Bilderwerke greifen und es durchblättern, wenn sie dann selbst vor die besprochenen Werke hintreten, anderen, die nicht besprochen und abgebildet sind, ihre Aufmerksamkeit schenken, dann bin ich zufrieden. Die es tun, werden nöthigenfalls auch für die edlen Ziele einer vernünftigen Denkmalspflege eintreten.

## Von dem güldenem Zahn, so einem Knaben in Schlesien gewachsen.

Von

Dr. Thalwitzer, Pleß.

**A**cht Tage vor Ostern 1593 entdeckte ein Schulmädchen in Weigelsdorf bei ihrem siebenjährigen Kameraden Christoff Müller einen goldenen Backenzahn! Die Mähr von diesem Wunderzahn verbreitete sich rasch. Durch seinen Gutsherrn, Friedrich von Gellhorn auf Alt-Grothkau, wurde der Knabe den Durchlauchtigen Herzogen in Schlesien, als Liegnitz, Brieg und Münsterberg, und vielen gelehrten und angesehenen ungelehrten Leuten vorgestellt. Sie mußten alle das Wunder bestätigen: der Zahn war von Gold. Ja, Bischof Andreas zu Weiße war so skeptisch, daß der arme Junge ganz „hauptschew“ (kopfschew) wurde, so sehr ließ der Bischof den Zahn mit Instrumenten bewegen: der Zahn war von Gold!

Christoff Müller war einfacher Leute Kind; sein Vater, Müller und Zimmermann war schon tot, seine Mutter Hedwig, aus Endersdorf „im Herzogtum Breslaw“ geboren, am Leben. Bis zum siebenten Jahr war an Christoff nichts besonderes aufgefallen; er war „warmer und truckner natur, geschlang von leibe, doch daneben wohlgestalt, eines geschickten kopffs, so nicht vbel zuziehen, und gar from“ und hatte „gute lust zum studieren“. Bei der zweiten Zahnung wuchs ihm der letzte Zahn im Unterkiefer links von lauterem Golde.

So unerhört das Wunder war, so hätte sich Christoff Müller wohl doch an seiner schlesischen Lokalberühmtheit genügen lassen müssen, wenn sich nicht der Streit der Gelehrten seiner Person oder besser seines goldenen Zahns bemächtigt und ihn so in die große Öffentlichkeit gerettet hätte.

Professor Dr. med. Jakob Horst, derzeit Rektor der Julius-Universität in Helmstedt, schrieb ein großes, sehr bekannt gewordenes Buch<sup>1)</sup> lateinisch über ihn, das Georg Cober „männiglich zu gut“ auch verdeutscht<sup>2)</sup> hat.

Horst lernte auf einer Reise in Schlessen, wo er Beziehungen haben mochte, da er vordem lange Jahre in Sagan als Arzt praktiziert hatte, den Wunderknaben kennen und untersuchte ihn mit einer merkwürdigen Gründlichkeit. Er hieß ihn den Mund öffnen und sah den Zahn wie goldig schimmern. Er berührte den Zahn und konstatierte, daß er fest saß. Dadurch, daß er dem Knaben ein Stück Brot gab, ließ sich's feststellen, daß der Zahn auch zum Kauen geschickt war, und schließlich bestand er auch die Probe mit dem Probierstein. Es war gut Rheinisches Gold, oder noch etwas besser, fast Ungarisch Gold „wofür es viele überhaupt halten“.

Die Tatsache, daß dem Christoff Müller ein goldner Backenzahn im siebenten Lebensjahr gewachsen sei, wird nun nicht mehr bestritten oder angezweifelt. Was Horst beobachtet, ist mit dem angeführten erschöpft; was er darüber vernünftelt, füllt sein Buch aus.

Schwindel kann es nicht sein: erstens hat, wie erwähnt, der Bischof zu Weisse „den Zahn des öfteren mit des Knaben großen schmerzen krefftiglich bewegen lassen.“ Zweitens waren die Leute nach des Vaters Müller Tode sehr arm und für so arme Leute ist „warlich solche künstliche abenteuer neben solchen vnkosten selzam wilprat“.

An ein „Versehen“ der Mutter könnte gedacht werden, welche beim Anblick von Gold sich unter lebhafter Einbildung an den hinteren unteren linken Backzahn gegriffen haben könnte. Aber, es entstehen durch solch ein mütterliches Versehen wohl Bilder, z. B. von Erdbeeren beim Neugeborenen, oder von Kröten oder Feuerflammen, jedoch niemals wirkliche Erdbeeren oder wirkliche Kröten. Sollte hier wirkliches Gold und zudem erst im siebenten Lebensjahre des Knaben aus mütterlichem Versehen gewachsen sein?

Aber Teufelspuk? Nein! Dagegen spricht der gute Leumund der Mutter, zudem gehört der Knabe einem Herren, der „so gottesfürchtig und verständig, daß er im ringsten keine zauberey oder hegenwerck gestatte, viel weniger gottloses gesind und diener gelitten hätte“.

Auch folgendes Moment muß berücksichtigt werden: des Knaben Geburtsort Weigelsdorf liegt nämlich kaum eine Meile vom Reichensteinischen Bergwerk entfernt, wo Ungarisches Gold gewonnen wird. Da sind gewiß einige goldtreibende Wasserlein vorhanden, von denen der Knabe getrunken

<sup>1)</sup> Jacobi Horstii D. de aureo dente maxillari pueri Silesii etc. liber Lipsiae. V. Voegelin 1595.

<sup>2)</sup> Jacobi Horstii Zwey Bücher: Eins von dem güldenem Zahn, so einem Knaben in Schlessen gewachsen etc., verdeutscht durch Georgium Coberum, Leipzig. 1596.

haben mag. Es wäre dann freilich wunderbar, daß bei den Weigelsdorffern nur ein goldner Zahn bei einem Knaben gewachsen ist. Andererseits waren ja auch die goldenen Rebenblätter und Trauben, die an der Donau wuchsen und an vieler Könige und Potentaten Höfe verschickt wurden, ebenfalls in großer Minderzahl gegenüber den „natürlichen“.

Man könnte den Knaben mit dem goldenen Zahn eine Mißgeburt nennen. Mißgeburten sind, so belehrt uns ein alter Breslauer, Martin Weinrich, anno 1595, also zur Zeit des güldnen Zahns, Mißgeburten sind „Abirrungen der Natur von ihrem einmal vorgesteckten Ziele“. Zum Nachweise dieser neuen Entdeckung schrieb, nebenbei bemerkt, Weinrich, der, für einen Gymnasialoberlehrer etwas reichlich, in medizinischen Dingen dilettierte, ein 655 Seiten starkes Buch,<sup>1)</sup> nach dessen Lektüre man nicht mehr bedauern kann, daß desselben Autors Abhandlungen über die Pest ungedruckt geblieben sind. Zu den erwähnten „Abirrungen“ hat die Natur vier recht gute Gründe: Erstens wird die Welt an sich überhaupt allmählich alt (*senescit mundus*), zweitens leben die Menschen unzweckmäßig (*medicorum copia ejus rei signum!*), drittens ergeben sie sich vielerlei bösen Leidenschaften und viertens endlich wirken sehr häufig besondere Konstellationen der Gestirne störend.

Tun gehört aber zum Begriff Mißgeburt eine Verschlechterung des Geborenen gegenüber der Norm. Letzteres kann man in unserm Falle nicht zugeben; wo das königliche Metall Gold mitspielt, kann es sich nur um eine Verbesserung handeln.

Gold ist ja dem menschlichen Leibe ganz besonders ersprießlich. Es macht beim Anblick fröhlich und lustig, stärkt, im Tranke aufgelöst, das Gehirn, hilft gegen Ohnmachten und verlängert das Leben. „Die bletter von feinem goldt<sup>2)</sup> man brauche sie allein, oder neben andern sachen, vertreiben melancholische grillen, und stärken das hertze gewältig.“ „So stärkt es auch das blöde gesichte und macht helle augen. So were in warheit auch nichts besser, als das trinckgoldt *aurum potabile*, wenn die schedlichen scheidewasser oder die *corrusiv* köndten darin vermieten werden.“ Und gerade den Zähnen ist das Gold ganz besonders „ergeben“, wie man bei Hippokrates lesen kann. „Daher ich auch erachte, (Horst-Cober S. 98) daß Hippokrates gerahen, daß das goldt, so die zähne oder finbacken zerschellet, oder sonst verlegt, denselben sehr gut sey, mit diesen worten, So fern auch

<sup>1)</sup> *De ortu monstrorum commentarius etc. autore Martino Weinrichio, Vratisl. 1595.* (Vorrede vom Mai 1594).

<sup>2)</sup> In dem nach diesem Rezept von der 1598 gegründeten Danziger Weltfirma hergestellten „Goldwasser“ sind „die anderen Sachen“ bis auf den heutigen Tag wirksam geblieben.

die zähne bey dem bruch verrücket und zerschmettert weren, sollen nicht allein die nechsten zähne, so bald die bresthaften wiederumb zurechte gebracht worden, sondern auch die am weitesten darvon, mit güldenem drat gefasset werden, biß sich das bein wieder erholen möge.“ So tief steckte jene Zeit im mystischen Nebel, daß die übrigens sehr interessante, verständige uralte Vorschrift, Zähne mit Klammern in ihrer Lage zu erhalten, absolut mystisch genommen werden muß, weil Hippokrates aus Zweckmäßigkeitsgründen gerade Golddraht anempfahl.

Wenn alle anderen Erklärungsmöglichkeiten erschöpft sind, bleibt nur noch übrig, den goldenen Zahn als Wunder zu betrachten und gläubig hinzunehmen.

Nachdem Jakob Horst vorausgeschickt, „die rechte Auslegung des wunderwerk stehet allein bey Gott“, macht er sich frisch ans Werk.

Daß es Hunger und Teuerung bedeute, daß es die Kunst der Goldmacher ermuntere, welche noch immer hoffen, „daß sich endlich das et tandem longo post tempore venit, im außferichte finden würde“, das glaubt er nicht. Daß es aber etwas ganz großes bedeutet, steht fest. Von Moses bis Christi Geburt waren 1596 Jahre und von Christi Geburt bis damals waren auch bald 1596 Jahre. Die großen Türkennöte waren schon Warnungszeichen, die Erdbeben in Ungarn, Böhmen und Schlesien 1590 haben eine deutliche Sprache geredet, daß große Änderung auf der Welt erfolgen werde. Daniel XII stehet geschrieben, was alles zu so kritischer Zeit geschehen kann und soll, „warum wollte Gott der Herr nicht auch in dieser allergrößten bevorstehenden enderung einen hellshimmernden und güldenem Zahn hervorbringen?“

Dies schöne friedliche Wunderzeichen, meint Horstius, hat aber doch wohl noch eine andere Bedeutung, und sicher eine gute. „Denn weil es nichts guts bedeutet, so einem die zähne außfallen, mus es ja etwas gutes bedeuten, das dem Knaben ein güldener zahn gewachsen, und eben in dem siebenden wechselfahr, welches je und allewege für glücklich und herrlich gehalten.“

Zahn steht parabolisch in der Bibel für Gewalt und Macht oder für ein großes und friedliches Reich. (Es scheint hier eine unkontrollierbar konfuse Anspielung auf die Tiere mit den großen langen und großen eisernen Zähnen bei Daniel VII vorzuliegen.)

Diese Deutung wird die richtige sein: große Macht und ein friedliches Reich. — ? —.

Auf wen aber bezieht sich die Weisagung? Doch ohne Zweifel auf die Besitzer des Wunders, des Knaben Obrigkeit. Für den armen Jungen weist es tröstend auf eine bessere Zeit, für Junker Friedrich von Gellhorn

und für seine allerhöchste Römische Kayserliche Majestät bedeutet es gewaltige Macht zur Schaffung eines friedlichen Reiches.

Nicht umsonst hat Gott den güldnen Zahn in die linke Kieferseite und untenhin gestellt: noch ist vorher viel Unglück zu überwinden, die Türken; nicht umsonst ist dieser Zahn der letzte in seiner Reihe: es wird das letzte große friedliche Reich sein!

Mit der Mahnung: „laßt uns herzlich beten, auff daß das güldne Reich, sampt Wirkung des güldenen Zahns, auff's eheste herzurücken, und wir desselben theilhaftig werden mögen!“ schließt der Rektor der Universität Helmstedt, der Medizin Doktor und Professor, sein ernstgemeintes Buch.

Dieses Opus, so unterhaltend und so kulturgeschichtlich interessant es im einzelnen und ganzen sein mag, als ein für den Gedankengang jener Zeit charakteristisches zu betrachten, wäre man ohne weiteres noch nicht berechtigt. Wird doch auch heutzutage noch von gelehrten Leuten gelegentlich mehr närrisches und dem Zeitgeist zuwiderlaufendes Zeug geschrieben, als Papier und Schwärze sich bieten lassen sollten. Daß er aber tatsächlich die Anschauungen seiner Zeit vertritt, sehen wir an dem Ernst, mit dem es aufgenommen wurde, und aus der Literatur, die es entfesselt hat.

Der güldene Zahn des schlesischen Knaben wurde Gegenstand öffentlicher Fakultätsdisputationen und Thema für tiefgründige Schriften. Der schlesische Knabe mit dem güldnen Zahn mag eine Weile für die akademischen Kreise im Westen und Süden des Reichs die Summe der Kenntnis von Schlesien überhaupt dargestellt haben, — das Horst übrigens schmeichelhafter Weise als „eine unter den fürnehmsten prouintzen des heiligen Römischen Reichs“ bezeichnet.

Der Philosophie Magister und medizinische Kandidat Johann Ingolstetter aus Nürnberg trat zuerst in öffentlicher Disputation zu Leipzig 1596 dem Horstschen Buche entgegen<sup>1)</sup>, zugleich antwortend auf eine frühere, mir nicht vorliegende Stellungnahme des unten zu erwähnenden Kuland zu der Zahnfrage. Bei aller Ehrfurcht vor dem gelehrten Horst geißelt er dessen Ausführungen mit leiser Ironie und lautem Widerspruch. Er gehört der jüngeren Generation an, der die ersten Früchte der Renaissance der Naturwissenschaften zu gute gekommen sind. Er zweifelt, vorsichtig zwar, aber zum Schlusse auch in pathetisch-klassischem Latein an allen Mysticis überhaupt: was immer geschieht, goldenes Zeitalter oder Krieg und Not, das geschieht aus naheliegenden, durchaus menschlichen Gründen, nicht infolge von Träumen und Kometen, von großen und kleinen Konjunktionen der Gestirne, nicht durch goldene oder durch Zähne aus anderm Metall.

<sup>1)</sup> De aureo dente Silesii pueri responsio Johannis Ingolstetteri etc. Lipsiae 1596.

Ja, Ingolstetter versteigt sich sogar zu einem für jene Zeit interessanten und kühnen Angriff auf den Geocentrismus: „es ist doch nicht glaubhaft, daß ein allweiser Schöpfer um dieser armen Erde willen eine solche Menge und Mannigfaltigkeit der Gestirne erschaffen haben sollte, Gestirne, die an bestimmte Geseze und Stellungen und Beziehungen zu einander so gebunden sind, daß durch viele Jahrhunderte sie nicht um eines Nagels Breite abweichen können.“

Und was den goldenen Zahn betrifft, weiß Ingolstetter, daß weder der Zahn noch seine Erzeugung oder Herstellung ein „Wunder“ sein könne. Er bezweifelt die Sachverständigen-Qualität des Arztes oder Theologen in dieser Frage und hätte lieber einen Goldschmied zu Rate gezogen: „die Chirurgen, besonders die Zahnchirurgen (dentarii) können wohl Zähne ausreißen, machen oder gar einsetzen können sie sie nicht. Aber die Goldschmiede können goldene Zähne gießen (fundendo facere) und sie wohl auch einsetzen.“ Man liest aus den Zeilen, Ingolstetter glaubt an Betrug.

Diesem lobenswerten Büchlein des letztgenannten Autors trat Martin Ruland mit einem (zweiten) Opus<sup>1)</sup> von 155 Seiten entgegen, über dessen Lektüre man vergißt, daß die Scholastik damals eigentlich schon nach 100jährigem Todeskampfe gestorben war. Mit haarspaltenden Syllogismen und der ganzen Wucht aristotelischer Autorität wird der „unphilosophische“ Gegner abgeschlachtet. Worüber geredet und was alles mit der Flut von Konklusionen bewiesen wird, kann nicht aufgeführt werden. Darin hat das Büchlein Recht, daß Horsts Annahmen und Phantasmen einer „Eogik“ niemals widersprechen können, welche als Leitsatz die zugleich drohend klingende Frage aufstellt: Glaubst Du denn, Gott könnte einem schlesischen Knaben keinen guldnen Zahn wachsen lassen?

Ingolstetter vermochte nicht einzusehen, daß verschiedene Standpunkte eine Diskussion überhaupt ausschließen und schrieb, zugleich als Antwort auf die Ruland'sche Arbeit, eine zweite erweiterte Dissertation<sup>2)</sup> über den goldenen Zahn.

Während sich die Gelehrten nach Art des Cythus Mosejewitsch, welcher die Pulvermenge berechnete, die zum Durchschlagen der Elephanteneierschalen erforderlich wäre, darüber weiterstritten — noch etwa 100 Jahre — was der guldene Zahn zu bedeuten habe, wurde der Wunderknabe von Stadt zu Stadt in schlesischen Landen für Geld gezeigt.

<sup>1)</sup> Martini Rulandi filii medici Doctoris demonstratio iudicii de dente aureo pueri Silesii adversus responsiones M. Johannis Ingolstetteri. Frankofurti 1597.

<sup>2)</sup> Joh. Ingolstetter: De natura occulorum et prodigiosorum dissertatio ad D. Jacobum Horstium, qua respondetur ipsius libello: de aureo, qui putabatur, dente etc. Lipsiae 1597. (190 Seiten!)

Und dann ward's still, man hört' nichts mehr! Aus einer späteren Nachricht<sup>1)</sup> erfahren wir, daß wirklich ein Goldschmied den Zahn als vergoldet mit Schaumgold erkannt und so das „frölich und zuvor unerhörte wunderwerk“ als einen ganz gemeinen kleinen Betrug enlarvt habe. Nun konnte das friedliche goldene Zeitalter noch nicht anbrechen und das heilige Römische Reich nicht das letzte Reich sein.

Was die Gelehrten dazu kopfgeschüttelt haben, was Bischof Andreas zu Neisse und seine Balbierer dazu gesagt haben, finde ich nicht überliefert. Sie werden getan haben, was die Wundergläubigen von heute auch heute noch tun, wenn sie wieder einmal hereingefallen sind: sie werden geschwiegen haben.

\* \* \*

Auf die Geschichte vom güldnen Zahn des schlesischen Knaben wieder hinzuweisen, habe ich für nicht unzeitgemäß gehalten. Die Nutzenanwendung auf Geschehnisse unserer Tage, wenn Blumen aus der Luft und Geister sonst woher wachsen und sich materialisieren, ist nicht schwer. Dann hat die kleine Komödie menschlichen Irrsinn und wildgewordener Gelehrsamkeit auch eine ernstere lehrhafte Seite!

## Oberschlesische Heimatliteratur.

Skizze von

Dr. J. G. Wahner, Neisse.

**D**ie neueste und weitverzweigteste der Richtungen, in denen unsere deutsche Poesie nach der Verfallszeit fossilen Epigontums unter Sturm und Drang zu großer, dauernder Höhenkunst, zu einer neuen Blüteperiode emporstrebt, ist die Heimatkunst.

Zwar scheint sie noch nicht selbst jene hohe, von allen wahrhaften Poeten ersehnte Kunst zu sein; dazu hat sie sich zu enge Grenzen gesteckt. Aber sicher bildet sie eine bedeutsame Vorstufe dazu und zugleich einen ferngesunden Boden für alle, die mit mehr oder weniger innerer Berechtigung nach diesem Ziele klimmen. Sie ist ja echt deutsch und volkstümlich; sucht sie doch die „deutschen Stämme in ihrer Heimat auf, wo ihre Art sich noch treu erhalten hat, wo die nivellierende Macht der Groß-

<sup>1)</sup> James Augustus Blondel M. D.: The power of the mother's imagination over the foetus examin'd etc. London 1729. p. 46.

stadt noch nicht hinreicht, wo die Überlieferungen des Alten noch stark sind, wo die jungen, ungebrochenen Kräfte gedeihen, aus denen unser Volk immer wieder neue Stärkung geholt hat" (Karl Stork, Deutsche Literaturgeschichte).

Dabei will sie nicht, wie die volkskundliche Forschung, nur belehren, noch sich auch, gleich der Dorfgeschichte alten Stiles, auf die Erzählung interessanter Dorfereignisse, die ohne spezifischen Bodengeruch in jeder beliebigen Gegend spielen können, beschränken; sie will vielmehr, sei es auf Grund eigener Anschauung und Erfahrung, sei es mittelbar unter Verwertung der Ergebnisse folkloristischer Studien, im Rahmen eines Ereignisses eine treue Schilderung des Lebens entwerfen, ohne deshalb in einen lehrhaften Ton zu fallen und den Aufbau der Handlung hintanzusetzen.

Freilich ist das nicht etwas ganz und gar Neues. Im Grunde genommen haben bereits viele unserer großen Realisten, ein Jeremias Gotthelf und Gottfried Keller, ein Reuter und Rosegger Werke geschaffen, die obige Merkmale der Heimatkunst an sich tragen. Aber einmal wandelten sie, gerade vermöge ihres Realismus, nur unbewußt diese Bahn, und andererseits haben wir es hierbei mit einem überaus ergiebigen Gebiete zu tun, das noch lange nicht ausgebeutet ist.

Dazu kam eine andere Zeit, die zahllose neue Probleme aufgerollt hat, deren veränderter Geist und Ernst uns manche Erscheinungen in anderem Lichte betrachten heißt, als unsere Vorgänger es getan.

Endlich verfügen die heutigen Heimatkünstler über ganz andere Darstellungsmittel als jene realistischen Meister. Die Ausdrucksweise ist heute dank dem durch die Heimatkunst verdrängten Naturalismus weit geschärfter, die Gestaltungstechnik viel ausdrucksmächtiger. Der Sieger hat vom Besiegten gelernt, ohne doch des letzteren unkünstlerische Tendenzen zu teilen, ohne im naturalistischen Pessimismus zu versumpfen.

Fast alle deutschen Gaue sind denn auch bereits durch Heimatkünstler beim musischen Wettbewerb vertreten. Mit der steirischen, tiroler- und bayerischen Alpenwelt sind für alle Zeiten verbunden die Namen Rosegger und Ganghofer, Achleitner und Maximilian Schmidt, die Bewohner des Böhmerwalds machte neben letzterem aller Welt bekannt der unermüdete Anton Schott, die Schwarzwälder verdanken ihre Berühmtheit dem beredten Haslacher Hansjakob und seinen Schülerinnen Hermine Villingen und Margarete von Orthen, und von des fernen Wasgaus Höhen ließ der bekannte elsässische Kritiker Fritz Lienhard seinen Mahnruf „Aus Heimatkunst zur Höhenkunst“ erschallen. Nicht ungehört erschallte der Ruf. „Die Kinder der Eifel“ von Klara Diebig sind seitdem in aller Munde, und der Dithmarsen und Holsten kraftvolle Gestalten brachten uns Adolf

Bartels in den Romanen „Die Dithmarscher“ und „Dietrich Sebrandt“ wie Gustav Frenssen im „Jörn Uhl“ näher. Seitdem sandte auch die Schweiz, die darin den österreichischen Alpenländern nachstand, ihre Landsfinder, z. B. Heer, Eienerts und Ernst Zahn als Heimatkünstler zum Parnaß, und schließlich erhielten sogar die halbwälschen Dolomiten Sardiniens durch Richard Vosß' „Die Leute von Valdaré“ im vorigen Jahre ihren Alpenroman.

Nur die deutsche Ostmark, nur Schlesien schien bis in die jüngste Zeit unbeteiligt an dieser Strömung zu bleiben. Philos vom Walde beachtenswerte epische Dichtung „Leutenot“ mit ihrer seelisch vertieften Behandlung eines ernsten und kulturell bedeutsamen Problems könnte als recht gelungener Anfang dazu gelten, wäre sie, abgesehen von der ungeeigneten Form romantischer Aventiuren, frei von naturalistischen Auswüchsen. Erst sein Breslauer Kollege Paul Keller legte mit der entzückenden Idylle „Waldwinter“<sup>1)</sup> das erste bedeutende Denkmal schlesischer Heimatkunst seinen Landsleuten auf den letzten Weihnachtstisch. Spielt Kellers Waldroman im mittel- und niederschlesischen Gebirge, so schildert Philos Dichtung, obschon ausgehend von einer bestimmten Gegend, die offenbar sich mit der seines damaligen Wirkungskreises deckt, mehr allgemeine ländliche Verhältnisse.

Gleichzeitig mit Kellers Waldwinter ist auch unserm Oberschlesien sein erster ausgeprägter Heimatsroman besichert worden durch die als Dorfnovellistin<sup>2)</sup> rühmlichst bekannte Landsmännin Gräfin Valeska Bethusy-Huc auf Deschowitz. Unter ihrem gewohnten Pseudonym Moritz von Reichenbach erschien Ende vorigen Jahres als Nr. 4568 und 69 der Reklamschen Universalbibliothek ihr schon vorher in den Monatsheften von Velhagen & Klasing abgedruckter „Roman eines Bauernjungen“. Held der Dichtung ist der aus der Nähe des Wallfahrtsortes Marienberg stammende Franz Czermak, der zum Studium der Theologie gedrängt worden ist, aber, ohne ernsten Beruf dafür, ihm den Rücken kehrt, als ihn die Liebe zu Elisabeth Werkmann, der Tochter seines Breslauer Pensionsgebers, ergreift. Von seinem bisherigen Gönner Pfarrer Kosmella fallen gelassen, führt er eine Zeit lang ein kümmerliches Dasein, nur erhellet vom treuen Gedenken an seine bald darauf dem Schwindsuchtstode erlegene Braut. Endlich auf die Empfehlung eines leichtlebigen, reichen Altersgenossen schlecht bezahlter Kanzlist beim Kommerzienrat Wolfert geworden, bringt er es durch hervorragende Beanlagung und eisernen Fleiß zum Betriebsleiter der großen Cement- und

<sup>1)</sup> Vgl. Jahrgang I, Heft 9, S. 650.

<sup>2)</sup> Vgl. Jahrgang I, Heft 2, Seite 142 und Heft 10, Seite 716.

Kalkwerke des reichen Burow in Dembowitz. Dessen einzige Tochter verlobt sich ihm; ihr vorzeitiger Tod macht ihn zum Millionär. Als solcher bereist Czermak unbefriedigt Amerika und Australien; ebensowenig vermag ihn die Klubwelt Berlins zu fesseln, in die er durch seinen vormaligen Beschützer Christoph Black eingeführt wird. Aber in der Hauptstadt findet er in der ersten Sängerin Eddy Werkmann die Schwester seiner Jugendliebe und eine treue Gattin. Entwachsen der Heimat und dem engen Anschauungskreise seiner Verwandten, erwirbt er seinem Schaffensdrang ein geeignetes Feld mit der bayrischen Herrschaft Seeburg.

Diese künstlerisch begrenzte Fabel spielt sich ab auf dem Hintergrunde oberschlesischen Land- und Industrielebens, dessen naturwahre Schilderung indessen maßvoll gehalten ist und nirgends den Hauptfaden der Erzählung, die Bildungsgeschichte des Helden überwuchert. Nicht nur dessen seelische Entwicklung, auch die übrigen Charaktere sind flott und treffend entworfen, so der gutmütige blasierte Sportsmann Black, die eigenwillige, aber edelsinnige Maria Burow, sowie Franzens Brüder, der dem Schnapsteufel verfallene Joseph und der kriecherische, silzige Großbauer Peter Czermak. Bei dem Wallfahrtsorte Marienberg ist natürlich an das Wahrzeichen des polnischen Oberschlesiens, an den Annaberg, bei Dembowitz an den Wohnsitz der Verfasserin, Deschowitz bei Leschnitz, gedacht.

Die realistische Darstellung heimischen Lebens gibt dem Roman kulturgeschichtlichen Wert; sie macht ihn zu einem beachtenswerten Denkmal oberschlesischer Heimatkunst.

Mit der ganzen Lebensgeschichte eines Menschen also haben wir es hier zu tun, einem Erzählungsrahmen, der durch Goethes Wilhelm Meister zu Ansehn gebracht und in der Moderne durch Sudermanns „Frau Sorge“, Klara Diebigs „Wacht am Rhein“ und Frenssens „Jörn Uhl“ wieder beliebt geworden ist.

Ganz anders ist die Anlage von Reichenbachs neuester, noch bedeutenderer Heimatdichtung „Wanderndes Volk“. <sup>1)</sup> Einen schlesischen Adelsroman nennt ihn die Verfasserin, und in der Tat überaus lebenswahr und ansprechend ist das Bild, das darin von dem internationalen Juge des heutigen Adels im allgemeinen und des oberschlesischen im besonderen entworfen wird. An der Familie der Grafen von Holkwitz auf Tannwald wird diese durch Reiselust und den Drang der Verhältnisse hervorgerufene Tatsache veranschaulicht. „Das war eine schöne Zeit gewesen, in der der Friede der Heimat sie alle umhegt hatte. Und nun schoben räumliche Entfernungen und Wünsche und Ziele, die der Gräfin innerstem Wesen fremd

<sup>1)</sup> Crewendts Zweimarkbibliothek. Breslau und Berlin 1903.

waren, sich zwischen sie und ihre Kinder. Das heimische Nest war ihnen zu eng geworden, und es war ihr, als sähe sie sie alle auf unruhiger Wanderung begriffen, Hugo, dem „standesgemäßen“ Zuge nach dem Vergnügen folgend, die älteren Töchter vom unruhigen Nomadenleben des Militärs fortgerissen, und ihre beiden Jüngsten gar eigene, noch von keinem Holkwitz betretene Pfade suchend.“ In dieser Betrachtung der alten Gräfin sind die Schicksale der einzelnen Familienglieder kurz gekennzeichnet. Jutta, die jüngste Tochter folgt der Neigung ihres Herzens und reicht dem talentvollen Bildhauer Kurd Stoltzing ihre Hand, nachdem sie den Wert eigenen Erwerbes erprobt hat, und Hardy, der, durch Leichtsinn und Verschwendung ruiniert, vor dem Selbstmorde steht, wird erst als Industriebeamter zu einem vernünftigen und arbeitsamen Leben erzogen. Und gerade dieser fortgeschrittenste und von der neuen Zeit am härtesten mitgenommene Holkwitz bleibt der idealen Adelstradition am meisten treu: „Aus dem rastlosen Wanderzuge, der die moderne Menschheit erregt, um sie neue Ziele suchen und finden zu lehren, war er nun bereit und reif zurückzukehren zu dem, was die Urväter schon als Glück empfunden und gepriesen hatten, und was für den, der es zu schätzen weiß, seinen Wert behalten wird, so lange Menschen auf Erden wandern: zum Frieden des Familienkreises auf eigener, selbstbehauter Scholle“. Aber nicht nur die verschiedene Stellung des Adels zu dem veränderten Zeitgeiste wird beleuchtet. So redet das Ganze dem notwendigen Zusammenwirken von Ackerbau und Industrie das Wort, so ist es eine glänzende Apologie vernünftigen, zeitgemäßen Fortschritts seitens der festhaftesten Kreise. Der nüchterne praktische Hasso Settler hat längst diesen Weg eingeschlagen, während sein eigensinnig am Alten hängender Schwiegervater, der alte Doltau, die neue Zeit nicht verstehen will und darüber zu Grunde geht. Auch die moderne Völkerwanderung der arbeitenden Klassen Oberschlesiens, die Sachfengängerei und die Galizierfrage mit ihrer Rückwirkung auf Volkswirtschaft und Moral gehört unter die Probleme des Romans. Und die Lösung erfolgt nirgends gewaltsam oder schematisch, nirgends bewegt sich die Darstellung im langweiligen Tone der Belehrung. Die dramatisch belebte Handlung birgt recht wechselvolle Scenerieen, stellenweise solche von malerischer Wirkung. Wie packend wird nicht der Tod des Herrn von Doltau geschildert, der wie ein Feldherr inmitten seiner Felder und Leute den Tod findet, „umgeben von allem, was er geliebt und wofür er, vielleicht mit falschen Mitteln, aber doch mit bestem Willen gearbeitet hatte!“

Ton und Sprache des ober-schlesischen Volkes sind sehr gut getroffen; von der Konversation der Adelskreise setzen wir das als selbstverständlich voraus. Hinter den Namen Kandomin, Rochtitz u. s. w. verbergen sich

wieder leicht erkennbare Ortsnamen aus der nächsten Umgebung der Dichterin.

Ihren für die Kulturgeschichte unserer Heimat hoch bedeutsamen Roman „Wanderndes Volk“ sollte jeder gebildete Oberschlesier lesen.

## Ein Leobschützer Schwärmer aus dem sechzehnten Jahrhunderte.

Von  
A. Bartsch, Breslau.

**I**st es schon schwer, ein treffendes Bild von dem Individuum zu entwerfen, so steht es noch mißlicher um den Versuch, kurz den Charakter einer Vielheit, eines Volkes zu zeichnen, und nirgends hat das Wort: Quot capita, tot sensus so viele Geltung; denn die Persönlichkeit des Zeichnenden, die individuelle Auffassung wird in dem Urteile immer durchscheinen. Ich will nur einige historische Urteile zusammentragen, die sich auf den Durchschnittschlesier erstrecken.

Nach dem Vorgange des Curaeus meint Jo. Andr. Mauersberger in seiner Dissertation de Vratislavia Silesiae metropoli (1668) § 3 von dem Schlesier — und er spricht ausdrücklich nur von dem gewöhnlichen Manne — in illis (ingeniis) quae doctrina et cultu non sunt excolta, naturalem tristitiam, morositatem et *δυσωπία* cerni. Er schreibt ihm also ein gedrücktes, gemessenes, verdrossenes, blödschüchternes Wesen zu, ein Werturteil, das für das 17. Jahrhundert nicht ganz unzutreffend ist. Es ist lange nicht so einseitig wie die Manier der Modernen, die den Schlesier als weichlich, indolent, kindisch-idiotenhaft, daneben materialistisch-roh hinstellen. — Wie kernig und erfrischend kurz schildert hingegen Fogau den Schlesier in einem Epigramme:

Ihr sagt, der Schlesier soll nicht ganz höflich sein?

Ihm will das Schmeicheln nur und Heucheln nicht recht ein.

Damit stimmt die Charakterschilderung des „Breslauer Erzählers“ (1800) S. 199 trefflich überein: Gutmütigkeit, Ehrlichkeit, Gradheit und offener Charakter sind dem Schlesier eigen. Er hätte noch hinzufügen können: die Pomadigkeit (vom poln. pomate), ein Wort, das sicherlich nur auf schlesischem Boden geprägt worden ist.

Von allen, die über den Charakter des Schlesiens neuerer Zeit geschrieben haben, wird als eines der Hauptmerkmale desselben die

Gemütlichkeit hervorgehoben. Nur Schlesien hat ein periodisches Blatt: „Der gemittliche Schläfnger“ und ein „Liederbüchel für gemittliche Leute“. Diese Eigenschaft des Schlesiens entspringt aus einer tief entwickelten Innerlichkeit, die ihn nötigt, alles, was an ihn herantritt, im innersten Herzen für sich zu verarbeiten, so daß er dem unverständigen Auslande oft unzugänglich und verschlossen erscheint. In dieser Sinnesverfassung fängt er an zu grübeln, zu tisteln, wieder spezifisch schlesische Ausdrücke. — Hat aber einmal sein Denken eine ihn bewegende Frage erfaßt, so können seine Vorstellungen, besonders in religiösen Angelegenheiten, sich bis zur Schwärmerei steigern.

Es dürfte nicht ohne Grund sein, daß Persönlichkeiten wie der Schwärmer Schwencckfeld, der Schuhmacher Jakob Böhme (1575 bis 1624), der Mystiker Angelus Silesius, der zum Katholizismus übertrat, der berühmte Theologe Schleiermacher schlesischem Boden entsprossen sind und daß die Herrnhuter Gemeinde sich in unserem Heimatlande zu ihrer Bedeutung entwickelt hat. Wie sehr religiöse Fragen den einfachen Mann bewegen können, zeigt am besten das Beispiel J. Böhmes, des Vaters der theosophischen Mystik. Nach meiner Ansicht hätte er zu seiner Zeit allerdings nicht den Anhang gewonnen, wenn er nicht dem Zeitgeiste entgegengekommen wäre und seine Ideen den Lehren der Alchymisten anzuschmiegen gewußt hätte. Zusammenhang zwischen beiden kann man wohl nicht mehr leugnen nach der Schrift des A. v. Harleß „Jakob Böhme und die Alchymisten“ (Leipzig 1882).

Ein Zeitgenosse Böhmes, wiederum ein Mann aus dem Volke, ein Hütergeselle (d. i. Hutmachergeselle) liefert durch sein Treiben einen Beitrag, wie stark am Ausgange des sechzehnten Jahrhunderts die Neigung des Schlesiens zur religiösen Schwärmerei war. Für uns ist der Bericht über ihn insofern interessant, als jener Geselle aus Oberschlesien stammt. Der Bericht ist durchaus authentisch, denn er enthält offenbar einen nach Wittenberg gesandten Auszug aus dem Protokolle, das der Spandauer Magistrat über die Aussagen des oberschlesischen Schwärmers aufgenommen hat.

Wir sehen daraus, wie unser Oberschlesier Visionen hatte, wie er lange arg unter den Anfechtungen des Teufels zu leiden hatte, aus denen er durch den persönlichen Beistand seines Namensheiligen Gabriel glücklich gerettet wurde und wie er schließlich, den vermeintlichen göttlichen Auftrag erweiternd, als öffentlicher Bußemahner austrat.

Warum gerade im Jahre 1594? Weil „von Gregorii Magni Zeiten an“ tausend Jahre verflossen waren, somit der Anbruch des tausendjährigen Reiches bevorstand und da freilich der Teufel ganz und gar los geworden — so lautet die ironische Erklärung der brandenburgischen Theologen (s. u.).

Ob diese Erklärung sehr zutreffend ist, muß man billig bezweifeln. Verschiedene Umstände hatten in der Mark den überspannten Ideen Kummers den Boden geebnet. So waren wenige Jahre vor seinem Auftreten die Brandenburger in nicht gelinden Schrecken versetzt worden durch eine Prophezeiung des Berliner Propstes Jakob Colerus, der das nahe Ende der Welt verkündete, weil auf dem Bauche eines 1588 in Norwegen gefangenen Herings unbekannte Buchstaben gesehen worden. S. Moehsen, Beschreibung einer Berliner Medaillen-Sammlung . . . (1781) II. 429. — Zu Friedeberg in der Neumark wurden 1593 sechzig und nach und nach hundertfünfzig Menschen vom Teufel besessen, die in der Kirche vielen Unfug verübten. Der Prediger M. Heinrich Lemrich, der sich vorher viel mit diesen Leuten abgegeben und unterredet hatte, gebärdete sich einsmal selbst auf der Kanzel, da er davon predigte, wie ein Besessener und wurde auch dafür gehalten.

Von der Spandauer Bewegung gibt Andreas Angelus in seinen *Annales Marchiae Brandenburgicae* (1598) S. 413 folgenden Bericht: „In diesem 1594. Jahre hat der Teuffel sein spiel auch zu Spandaw zwo meilen von Berlin angefangen vnd daselbst gleichfalls wie zu Friedeberg / nicht wenig personen / jung vnd alt / leibhaftig besessen. Weil es nun ein seltsam ansehen gehabt / das so viel Leute an einem ort besessen worden vnd dieselben seltsame Dinge vorgebracht / sindt die fürnembsten Theologen von Berlin vnd Franckfurt auf Churfürstlichen befehl gen Spandaw gezogen / zu erkundigen obs eine ware Besizung were / oder nicht: Die denn alle einmütiglich geschlossen / das es eine warhafftige Teuffelische Besizung were.“ Allerdings mußte es sonderbare Gedanken erwecken, wenn man sah, wie einige wie Mondsüchtige oder wie Wurmfranke auf den Schornsteinen, Dächern und Brunnen mit Lebensgefahr herumkrochen und sonst allerlei Gaukeleien und Kontorsionen machten. S. Fischer, Buch vom Aberglauben II. 104. Schließlich ließ der Rat die Besessenen mit Ketten an Mauern festschließen, wodurch dem Unwesen etwas gesteuert wurde.

Um den Eindruck der Mitteilungen nicht zu schwächen, will ich das Protokoll selbst erzählen lassen; Unerhebliches gebe ich kurz dem Inhalte nach an. Der langatmige Titel des Berichtes lautet nach einem Exemplare der Breslauer Stadtbibliothek: „Erschreckliche Zeitung / Was sich zu Spandow mit einem Hütergesellen Gabriel Kumern von Leopshietz / vnter dem Marggraffen von Anspach / bürtig / zugetragen / welchem nach vielfeltigen Anfechtungen des leidigen Teuffels / ein Engel Gottes zu etlichen vnterschiedlichen mahlen erschienen / vnd ihme nach viel vnd manchfeltigen vnterricht / auch ernstlichen befohlen / Christliche Bestunden im ganzen

Lande anordnen zu lassen / damit dem künftigen zorn Gottes gestewret werden möchte / Wie solches von den Wolweisen Herrn Balthasarn Westphalen vnd Johann Müllern / Bürgermeistern vnd Rathsvorwandten desselbigen Orts den 5. Decemb. glaubwürdig bericht vnd anhero geschrieben.

Allen Gutherzigen vnd Frommen Christen zur waren besserung vnd warnung in druck verfertigt. 1594. (Bild.) Wittenberg / Erstlich gedruckt bey Wolffgang Meißner.“

(S. Ab.) „Anno 1594 Dinstags nach Egidij<sup>1)</sup> ist der Teuffel in gestalt eines Menschen zu Spandow in der Wachbuden zu einem Hütergesellen / Gabriel Kumer genandt von Leopshiez vnter dem Marggraffen von Anspach hürtig / kommen / auf den Abend vmb 5. Vhr vnd (hat) gesagt / wenn er sein wolte sein / so wolte er jhm Gelt vnd Gut genug vorschaffen. Der Geselle aber geantwortet: Da behütte mich Gott für / Ich wil bey meinem Herrn Christo bleiben / der mach mich an der Seelen reich / so bin ich reich genug.

Der Teuffel aber hat jhm gleichwol je lenger je mehr / vnd heftiger zugesetzt vnd böse Gedanken jhm eingeben / er aber sich mit Gottes Wort getröstet vnd jhm darnit stets widerstanden.

Nimmt derhalben vrlaub von seinem Meister Melchior Hartman genant / vnd wandert bis gen Franckfurt an der Oder / keret daselbst zu einem Meister mit Namen Hans Samuel ein. Alda kömpt ein Engel des Herrn in der nacht zu jhm in einem weissen hellglentzenden Kleid / vermanet jn / das er zurücker kehre / vnd sich widerumb gen Spandow begeben soll / vnd das Volk zur Busse vermanen. Der Gesell fragt den Engel: Wer bistu? als hat jhm der Engel geantwortet: Ich bin der / welcher der Jungfrawen Maria den Grus gebracht / vnd in dem thut der Engel sein hell- (Aij) glentzendes Kleid von einander. Da stund dem Engel auff der rechten Brust mit groben roten Versalbuchstaben: FORTITVDO, auf der linken Brust: DEI.<sup>2)</sup>

Der Geselle kehret sich an des Engels vermanen noch nicht / sondern wandert noch drey Meilen weiter / jenseit Franckfort / zu einem Städtlin Fürstenbergk genandt. Do gedendct er zurücker vnd schlecht in sich / wenn er sich auff des Engels anmelden nicht widerumb gen Spandow vorsehen / vnd solches vormelden / was jhm der Engel befohlen hatte / möchte jn Gott gewilich drum straffen / vnd nimpt derwegen seinen weg zurücker / gelanget zu Spandow an vnd wandert bey vorobgedachten seinem Meister widerum ein / der jn auch mit arbeit widerumb fördert.

<sup>1)</sup> 5. September.

<sup>2)</sup> Gabriel heißt: der Mann Gottes oder: Kraft Gottes.

Als tragt sich zu / das in Vigilia Martini<sup>1)</sup> des gehenden 94. Jars in der nacht / da der Teuffel in gestalt eines Menschen / in einem langen Wolfespelze [umbhabend] / zu dem Gesellen kompt ans Bette. Da wird dem Gesellen angst vnd bange / das er vor furcht nicht mehr schreien kan. Bald sihet er / das ein Engel auch erscheinet / ein Sensen in der Hand tragend / vnd wird so hell vnd liecht / als were es am hellen tage gewesen / dagegen der Teuffel kolschwarz gestanden. So sagt der Engel zum Gesellen: fürchte dich nicht Gabriel. Kennestu auch mich noch wol? Er gesagt: Wie sol ich euch kennen? Hab ich euch doch mein tage nicht gesehen. Als baldt thet er sein schneewis glantzleuchtendes Kleid wider von einander. So sihet der Geselle / das die roten Buchstaben wider wie vor an der rechten seiten Fortitudo, auff der lincken seiten Dei stehn. (A ij b.) Aber vnten in der Hertzgruben hat er ein gar schön vergültes hellglentzendes Creutzlein / welches er wegen der grossen Klarheit nicht hat ansehen können / gehangen / darunter Hebreische Buchstaben / so der Gesell gar wol gekant / aber nicht hat lesen können / gestanden vnd hat oben auff seinem Haupt einen gar schönen Rauten-Krantz / welcher mit schönem Golde bewunden gewesen / gehabt. Do erinnert sich der Geselle / das es der Engel müste sein / der zu Franckfort bey ihm gewesen war.

Do thet der Teuffel wider zu dem Gesellen kommen vnd sicht in hefftig an / als das der Geselle gar matt vnd krafftlos darüber wird. Da bleibet der Engel dem Teuffel gar hart an / das es gar gesauet / vnd gehet ein blos glentzendes Schwerdt aus seinem Munde / dafür der Teuffel gewichen. Da nun der Geselle so matt vnd krafftlos lieget / da bricht der Engel etwas von seinem Rauten-Krantz vnd gibts dem Gesellen vnd säget zu ihm: Nimm hin vnd isß das im Namen Jesu Christi / welche Rauten er auch gessen. Ob es nun süsse oder herbe gewesen / kan er nicht wissen.<sup>2)</sup>

Darnach nimbt der Engel des Herrn ein schön schneewis Leinwandt als ein Bethlacken / vnd so lang als der Hütergesell gewesen / das er sein Haupt vnd füsse bedecket hat. Dorinn hat ein vorgültes Creutz gestanden vnd ist dasselbe dem Hütergesellen vbergedacht / da ist er alsbaldt wider zu seinen Krefften kommen.

(A iij.) Dorauff ist baldt ein Himlische Cantorey gefolget / die das Te Deum laudamus vff Deutsch gesungen vnd den Vers: Heilig / Heilig ist Gott der Herr Zebaoth / vnd Lateinisch einen Chor umb den andern gar schön vnd lieblich gesungen / vnd sonderlich ist eine Discantstimme darunter gehöret worden / so hell vnd lieblich das es nicht zu sagen ist.

<sup>1)</sup> 10. November.

<sup>2)</sup> Hier (und an anderen Stellen) bricht der Protokollstil hindurch.

Darnach hat der Engel den Gesellen vermahnet / er solte auffstehn vnd zu dem Obersten Superintendenten<sup>1)</sup> gehen vnd ihm vormelden / das er das Volk mit scharffen worten / grossen ernst vnd mehrem eyuer zur Busse vormahnen soll / wie bißher geschehen / aber der Gesell ist alsbald wider doruff eingeschlaffen.

Der Engel kompt wider zu ihm vnd fraget ihn gar hart: Bistu hin gewesen? Der Gesell antwort: Nein. — Ey steh auff vnd gehe als bald vnd sage ihn: Wird das Volk nicht Busse thun / so wird ein geschrey kommen von Mitternacht bis gegen Mittag / vnd Wehe / Wehe / Wehe schreien / vnd soll drauff solche straffe kommen / als nie gewesen ist.“

Auf S. Aiiij<sup>b</sup> wird erzählt, wie in Vigilia Martini mehrere angefochtene und besessene Personen vor dem hohen Altare der Kirche gewesen seien, in denen der Teufel schrecklich gewütet und getobet habe; derselbe habe dem Hütergesellen einen Strick um den Hals geworfen, aber wegen des Widerstandes des Engels die Schlinge nicht zuziehen können. Darauf fährt der Bericht fort:

„Montags nach Martini auf den Abend vmb 8. vhr / wie gemelter Hütergesell sich zu Bette geleget / vnd Gott dem Allmechtigen befohlen / setzet ihm der böse feind mit schweren anfechtungen heftig zu / dorauff vorgemelter Engel in obangezogener gestalt widerumb erscheinet / Sagt: Gabriel stehe eilends auff vnd gehe zum jungen Graffen<sup>2)</sup> vnd sage ihm / er solle einem Erbarh Rath vnd den Geistlichen anmelden / das sie alle Abend vmb 7. Uhr ein neue Vestunde anordnen / vnd die grosse Glocke jedes mahl 3 Puls läuten<sup>3)</sup> lassen sollen / damit Gottes schwere Straffe von ihnen durchs Gebet möge abgewendet werden. Wird aber solches nicht geschehen vnd Busse thun (l. than) werden / hab (Aiiij) ich befehl / mit

<sup>1)</sup> Noch heute sagt der Leobschützer „Superendent“. — Der betr. Geistliche war M. Albrecht Colerus.

<sup>2)</sup> Nach Angelus a. a. O. S. 427 wohl Rocho(w) Graf von Lynar („sonst der Graff von Spandaw genandt“).

<sup>3)</sup> Was für eine Bewandtnis es mit diesem Läuten hat, schildert Theodor Krause (Crusius), der bekannte Gegner des Dichters Christian Günthers, in dem Leben des Curaeus sehr anschaulich: Anno 1566 den 10. Juni wegen der grossen Türcken-Gefahr . . . ist angefangen worden, Morgens vor dem Amte täglich die Türcken-Glocke zu läuten, die Litanie zu singen und das Volk zur Buße zu ermahnen. Bey Läutung solcher Glocken mußten Becker, Schuster, Kräuter-Weiber und alle, die etwas zu verkauffen hatten, eintreten und in die Kirche gehen, die Händler und Bauern von denen Pferden absteigen, die Hüte abnehmen und beten. Wer aber von denen Gerichts-Dienern über der Arbeit angetroffen wurde, der mußte harte Straffe geben.

Dieser Gebrauch aus der schlesischen Heimat scheint Gabriel Kummer vor Augen geschwebt zu haben.

dieser Sensen / die ich / wie du siehest / in meiner Hand führe / die Frommen abzumähen / damit sie durch den Todt aus dieser Welt weggerissen sein / vnd der grossen Straffe, die vber Deutschland kommen wird / nicht erfahren noch sehen mögen. Sage es jhnen vnd vorschweig es nicht / vnd das die Bestunde vnd das läuten nicht allein in dieser Stadt / sondern auch von der Herrschafft im gantzen Lande möge angeordnet werden / vnd du wirst mich hinfort mit deinen leiblichen Augen auff dieser Welt nicht mehr sehen. Der Teuffel aber wird nicht vnterlassen dich anzufechten / aber sey getroßt / ich wil vn sichtbar weise stets mit dir sein vnd dem Teuffel widerstand thun.

Hierauff ist er bald von ihm verschwunden.

Geben zu Spandow den 25. Nouemb. 1594."

Wie wir oben (S. 350) gesehen haben, hatte sich der Kurfürst Johann Georg veranlaßt gesehen, eine Kommission von Theologen zur Untersuchung der seltsamen Bewegung zu ernennen. Auch deren Bericht liegt vor und ist bei Angelus a. a. O. S. 417 ff. abgedruckt unter dem Titel: „Ein kurtz bedencken / Was von dem betrübten zustande der beseffenen in Spandaw und von den Engelischen Erscheinungen zu halten / Auch was vor billiche vnd Christliche Mittel hier zu gebrauchen sein: Aus heiliger Schrift vnd den alten Lehrern durch die von Churfürstlichen Gnaden verordneten Theologen verfasst“.

Mit einem Aufwande großer theologischer Gelehrsamkeit werden die Meinungen und Taten der Schwärmer ad absurdum geführt und als Teufelswerk erwiesen. Das Interessanteste an dem Berichte ist, daß darin Gabriel Kummer mit Namen angeführt ist und die Kritik der Theologen sich vor allem gegen ihn wendet, woraus hervorgeht, daß unser Oberschlesier der Anstifter der Spandauer Bewegung gewesen ist und an ihrer Spitze gestanden hat.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Besonders zeichnete sich — so erzählt auch Dilchmann a. a. O. — der Hutmachergesell durch seine vorgegebenen Erscheinungen und Gesichte des Engel Gabriel vor andern aus.

## Das Welthaus.

Von

Paul Barsch, Grüneiche bei Breslau.

**N**eustadt, unser reizvolles gemütliches Neustadt an der Prudna, genoß ein paar Jahre lang den Großstadtrang. Einen Weltruf besaß es ja lange schon; den hatte es seiner großartigen Textilindustrie und seiner Teppichfabrikation, zum Teil auch seinen tüchtigen und unternehmungslustigen Schuhmachern zu danken. Eines Tages aber ward das Städtchen zur Großstadt. Über Nacht vollzog sich das denkwürdige Ereignis. Die Zeitung vermeldete es in tönenden Versen, und die Welt horchte überrascht auf.

Ein Welthaus war entstanden. Das bildete alsbald den Mittelpunkt aller Civilisation, und die alte Weltordnung erfuhr plötzlich bedeutungsvolle Veränderungen. Die gesamte Kultur und die politischen Verhältnisse des Erdballs wurden mächtig beeinflusst von Neustadt aus, und sogar die wichtigsten physikalischen Naturgesetze gerieten ins Wanken. Man denke nur an die Magnetnadel, die bei uns in Schlesien und drüben in Osterreich immer ordentlich funktioniert hatte, auf einmal aber den Dienst versagte. Die Neustädter Zeitung klärte das sonderbare Vorkommnis, das geeignet war, die ganze Gelehrtenwelt in Aufregung zu versetzen, durch ein paar schlichte Verse auf:

Dreißig Meilen in der Runde  
Gehet kein Kompaß richtig mehr.  
Alle weisen sie nach Neustadt,  
Als ob hier der Nordpol wär!

Alles staunt ob dieses Wunders,  
Nun so hört: es ward bewirkt  
Durch die Stahl- und Eisenwaren,  
Die das große Welthaus birgt.

Ungeheuer sind die Massen  
 Und von so gediegener Art,  
 Daß die Nadel des Magnetes  
 Ganz und gar rebellisch ward.

Dieses Gedicht stellte sich nicht nur als klare, leichtverständliche Lösung eines naturwissenschaftlichen Rätsels dar, es lieferte auch einen guten Begriff von den Unmassen der in Neustadt zusammengehäuften Stahl- und Eisenwaren, und wir können daraus einen ungefähren Schluß ziehen von der Größe des Welthauses. Je länger wir die Publikationen des Welthauses studieren, desto mehr wächst unser Erstaunen. Wenn am Golfe von Biscaya, oder in einem Wirtshause hinter Damaskus, oder sonstwo, zwei Radler zusammentrafen, von ihren Weltfahrten erzählten und die herrlichen Vorzüge ihrer Räder priesen, so stellte sich alsbald heraus, daß beide Maschinen aus dem Neustädter Welthause stammten. Aus der gleichen Quelle bezogen die Nomaden der asiatischen Steppen ihre Kochgeschirre. Jubelnd sang einer der Dichter des Welthauses:

Früher war die Leipziger Messe  
 für die Welt noch von Interesse.  
 Heute kommt in hellen Scharen  
 Alle Welt hierher gefahren.

Handel, Wandel blühen, gedeihen  
 Hier, dem Garten gleich im Maien.  
 Welch ein Wunder über Nacht!  
 Unser Welthaus hat's vollbracht.

Immer sei es neu verkündet:  
 „Seit das Welthaus ist gegründet,  
 Da genießen, Gott sei Dank!  
 Endlich wir den Großstadtrang.“

Alle Völker Europas, alle Reiche und Fürsten der ganzen Welt richteten ihre Blicke nach Neustadt. Die Macht, die das Welthaus auf die Geschichte der Menschheit ausübte, war beispiellos. Das Ansehen des Hauses Rothschild verblaßte gleich der Mondsichel bei Sonnenaufgang.

Und ging das ganze Türkenreich  
 In dreißigtausend Fezen,  
 Und mußte Sultan Hamid auch  
 Den letzten Fez verfezen —

Das Welthaus scherte sich nichts drum;  
 Ihm winken bessere Ziele:  
 Das wahre Wohl Europas steht  
 Im Welthaus auf dem Spiele.

Das mußte dem Welthause der Neid lassen — der böse Konkurrenzneid, daß es seine Macht niemals aus gemeiner Selbstsucht mißbrauchte. Seine Tendenzen waren allzeit edel. Es löste die Balkanwirren; es sorgte für Frieden in China; es hätte den Buren in ihrem Verzweiflungskampfe zum Siege verholfen, wenn sie nicht gar so viele Verräter in ihrer Mitte gehabt hätten; es würde, wenn es nicht kläglich zu Grunde gegangen wäre, so manchen Zwist beseitigen, der gegenwärtig die Nationen beunruhigt. Bei allen politischen Geschehnissen, die unserem Volke mißfielen, war es schnell zu Trost und Hilfe bereit.

Nach Frankreich reist der große Jar,  
 Die Welt wird immer toller!  
 Nun rast die stolze Republik  
 In einem Freudenkoller.

Dem Welthaus ist es ganz egal.  
 Und käme die Welt ins Schwanken —  
 Es schüß' aus Eisen und aus Stahl  
 Der Erde neue Planken.

Leider — leider ist es zu Grunde gegangen! Ein junger, temperamentvoller Kaufmann war der Beherrscher. Er hat das Schicksal des großen Napoleon erlitten. Noch heute wird von diesem Eroberer in Schlesien gesungen:

„Hättest mit uns Deutschland den Frieden du gemacht,  
 Und hättest du nicht an das Rußland gedacht,  
 So wärest du Kaiser geblieben  
 Und hättest den allerschönsten Thron.“

Der jugendliche und tatenfrohe Herrscher des Weltenhauses mag wohl in seinen Unternehmungen allzu vielseitig, allzu großartig und kühn gewesen sein. Er fand sein Moskau, sein Leipzig und — sein Elba. Möglich, daß er eines Tages eine neue Welthaus Herrlichkeit ins Leben ruft. Möge er dann kein Waterloo erleben!

Wie das Unglück gekommen ist — wer weiß es! Hier soll der Fall nicht untersucht werden.

Der Gewinn mag wohl gar zu klein gewesen sein, so daß es die Masse nicht gebracht hat. Aber weil das Welthaus vom edelsten Wollen beseelt war, und weil es seine Macht verwendet hat zum Heile des Vaterlandes, zum Wohle Europas, zur Beglückung der ganzen Menschheit, so sei ihm ein ehrenvolles Andenken beschieden. Dankbar berauschen wir uns an den zahllosen Gesängen der Dichter, die in den Tagen des Ruhmes und Glanzes in die Saiten griffen zum Preise des Welthauses. Mächtig und begeisternd wirkten die Jubellieder, die allemal erschollen, wenn ein neuer Waggon mit Blechgeschirr in Neustadt eintraf:

Nun laßt die Glocken  
 Von Turm zu Turm  
 Durchs Land frohlocken  
 Im Jubelsturm!  
 Des Flammenstoßes  
 Geleucht facht an,  
 Und staunt, was Großes  
 Man leisten kann.

Ihr steht in scheuer  
 Bewund'ung da:  
 Es kam ein neuer  
 Waggon — hurra!  
 Hochauf beladen  
 Mit Blechgerät.  
 O Tag der Gnaden!  
 O kommt und seht!

Das war in den Anfangszeiten des Welthauses, und dieses Lied von den sieben Waggons klingt noch recht bescheiden. Neue Zeiten brachten neue Lieder, und wir vernahmen Dichterklänge, die in der Kraft und Wucht und Glut des Lobpreises fast einzig sind in der deutschen Literatur. An Albrecht von Haller wird man erinnert, der die Majestät der Alpen besang. Einer der Poeten des Welthauses beginnt einen hehren Hymnus mit einer schweren Selbstanklage und mit der Bitte um Verzeihung:

Verzeihe mir, du strenge Welt,  
 Daß ich vergaß, der Kunst zu leben!  
 Ich hatte mich um schnödes Geld  
 Der trocknen Prosa hingegeben.

Dem Dichter aber fiel das Los:  
 Er soll in edlen Liederweisen  
 Was herrlich ist und schön und groß,  
 Aus voller Seele jubelnd preisen.

D'rum soll fortan mein Lied erklingen,  
 Viel heller, als es einst erklang.  
 Von großen Dingen will ich singen  
 Mit Jubelschall und Freudendrang.  
 Was könnte wohl in allen Reichen,  
 Was auf dem ganzen Erdenrund  
 Dem Welthaus hier in Neustadt gleichen?  
 So fragt mein trunken Dichtermund.

So will ich denn, von Blut durchdrungen,  
 Dem Welthaus singen allezeit;  
 Denn wer das Welthaus ausgefungen,  
 Auch der errang die Ewigkeit.  
 Wer zählt im Hochwald alle Bäume,  
 Und all' die Vögel groß und klein?  
 Wer zählt im Welthaus alle Räume,  
 Und was sie bergen? — o, halt ein!

Halt ein, mein Lied! Denn dein Gedanke  
 Ist wild und toll und macht mir Graus;  
 Er schwingt sich über jede Schranke  
 Der menschlichen Vernunft hinaus.  
 Du kannst zwar schauen, staunen, wählen,  
 In all' der Pracht voll Glanz und Licht,  
 In all' den Räumen — aber zählen,  
 Das kannst Du, liebe Seele, nicht!

Als aus dem Orient die Klage kam, daß das Welthaus verabsäume  
 dort eine filiale zu gründen, lautete die Antwort kurz und bündig:

Was brauchen wir im Orient  
 Denn eine filiale?  
 Es lohnt sich dreist,  
 Daß jeder reist,  
 Gleichviel, welsch' Landes er sich nennt,  
 Hierher in die Centrale.

An Anerkennung litt das Welthaus keinen Mangel. Alle Verständigen huldigten ihm. Kluge Fürsten — zumeist erotische — lobten es in überschwänglichen Reden. Auch verstorbene Kronenträger würden solche Reden gehalten haben, wenn sie noch lebten.

Wenn der alte Fritz noch lebte,  
Schrieb er an das Welthaus heut:  
„Himmelsaperment, Sie Racker,  
Wie Ihr Streben mich erfreut!

Immer lag mir sehr am Herzen  
Schlesiens Eisen-Industrie.  
Und Sie haben sie gefördert  
Donnerwetter, Parapluie!

Daß so billig Sie verkaufen  
Ihre Waren fest und blank,  
Dafür spend' ich Ihnen heute  
Meinen königlichen Dank.

Schlesien, meiner Länder Perle,  
Ward berühmt in aller Welt  
Durch Ihr Guß- und Blechgeschirre,  
Das wie Krupp'scher Gußstahl hält.

Weil mein Leibkoch stets von Ihnen,  
Wie er neulich mir bekannt,  
All' sein Kochgeschirr bezogen,  
Sind fortan Sie Hoflieferant.

Ich verbleib' Ihr wohlgenogner  
Friedrich Rex.“ — — So ungefähr  
Schrieb der große Friedrich heute,  
Wenn er noch am Leben wär.

Alle diese vieltönigen Ruhmesgesänge von der unergründlichen Größe und Glorie des Welthauses haben in Schlesien wenig Gehör gefunden. Es erging ihnen nicht besser, wie zahllosen Liedern, die in Breslau, Glogau, Liegnitz und vielen andern Städten von den schlesischen Hoffängern des Mercurius zu Ehren von Blechgeschirr, Schuhwaren, Herrenpaletots, Knabenanzügen, Badewannen, Kinderspielzeug, Fahrrädern, Zuckerwaren

u. s. w. gesungen wurden. In keiner andern Provinz des Reiches ist die Kunst, die wir mit dem dürren Namen „Reklamepoesie“ bezeichnen, so wunderbar gediehen, wie in unserer schlesischen Heimat. Die Schlesier aber haben kein rechtes Ohr dafür, obgleich sie ein liederkundiges Volk sind. Die Lieder vom Welthause teilten das Geschick der Domglocken, deren Geläut den Massen tief unten am Turm in den Gassen nur als dumpfes Gesumm vernehmbar ist, während es den Wanderern draußen auf den Fluren als melodische und bedeutungsreiche Kunde ertönt. Als aus dem Welthause die Lieder vom eisernen Kanzler erklingen waren, glaubte der Reichsanzeiger nicht mehr zögern zu dürfen, auf die Neustädter Weltstadt-  
 poesie hinzuweisen und rühmend von ihr zu sagen, daß sie in ihrer Art unvergleichlich sei. Viele Zeitungen schlossen sich diesem Urteil an. Das war damals, als die Huldigungsfahrten nach Friedrichsruh im Schwunge waren. Die Welthausdichter rieten allen Menschen, denen die Reise zu dem Manne von Stahl und Eisen zu weit sei, nach Neustadt zu kommen, da auch dort die beste Art von Stahl und Eisen zu finden sei. Mit hoher patriotischer Begeisterung wurde das Motiv behandelt.

Hurra!

Hurra, mein deutsches Vaterland,  
 Das alle Jungen preisen!  
 Das neu und herrlich auferstand,  
 Erlöst durch Stahl und Eisen!

Hurra! wie bist Du stolz und groß,  
 Voll Macht und Heldenstärke!  
 Wie blüh'n empor in Deinem Schoß  
 Des Friedens Wunderwerke!

Geschweift durch Stahl und Eisen ist  
 Zusammen Süd' und Norden.  
 Durch Stahl und Eisen, wie Ihr wißt,  
 Ist Neustadt groß geworden.

Die schrecklichen Schicksalsmächte, die Gläubiger, haben die Macht des Welthauses gebrochen, seine Herrlichkeit vernichtet. Sein Ruhm jedoch bleibt unzerstörbar; er lebt fort in den Liedern vom Welthaus.

## Im verwaisten Walde.

Sonette

von

Bernhard Schäfer, Jabrze.

### I.

**S**eim Weine war's — es schien ein freudentag —  
 Als eines freundes Hand ich nochmals faßte:  
 „Auf Wiederseh'n“ . . . Doch eh' dies fest verblaßte —  
 Wie seltsam er im weißen Einnen lag!

Und heut', ich kann mich wehren wie ich mag,  
 Da einsam im verwaisten Wald ich rastete,  
 Weilt die Erinnerung bei mir zu Gaste  
 Und peinigt mich mit ihrem Geißelschlag.

So keck, wie dieser Wipfel sich gereckt,  
 Als er noch jüngst auf mich herniederschaute,  
 War auch der Tote, dessen Bild er weckt.

Und wieder graut mir, wie mir damals graute:  
 So fiel auch er, in Jugend hingestreckt —  
 Und auch von ihm nie hört' ich Klagelaute.

### II.

Euch stolze Kronen hab' ich oft beneidet,  
 Wie immer frisch im Lenz ihr neu ersteht,  
 Stets wieder Blüte, Glanz und Reichtum seht,  
 Da doch der Mensch, der altert, lahmt und leidet.

Oft schien's auch, daß ihr an dem Fant euch weidet,  
 Der unterm Joche eurer Äste geht.  
 Doch wie, vergaßt ihr gar das Dankgebet,  
 Das Lob des Höchsten, der euch nährt und kleidet?

Erniedrigt seid ihr Hohen und gestürzt,  
 Und faßte Dünkel euch, ihr Dauerbaren —  
 Die eine Sturmnacht hat ihn euch gefürzt.

Ein Schicksalswetter, und in Elend fahren  
Die, denen Hochmut noch die Lippe schürzt —  
Die ihrer Niedrigkeit vergessen waren.

### Vorahnung.

Aus dem Bergmannsleben

von

Norb. Jacques, Beuthen O.S.

Wie er gestern Abend die Grube verließ, hatte ihn plötzlich eine Angst gepackt. Trotzdem er allein im Förderkorb stand, war es ihm, als dränge sich jemand an ihn heran. Er drehte sich schnell um und sah nichts. Nur die Wände des Förder-schachtes glitten nach unten. Er zitterte auf.

Endlich war die Schale oben, und er ging gedrückt nach Haus.

Er wollte abends seine Braut, die in der nahen Kolonie wohnte, noch auffuchen.

Auf dem Wege dorthin blieb er plötzlich stehen. — Es war ihm, als spürte er etwas, das ihm sagte: „Geh nicht, es ist doch unnütz!“

Und dennoch zwang er sich, weiter zu gehen.

Seine Braut war zu Haus. Er fand sie so bleich, so grau im Gesicht, still in ihrem Wesen, als litte sie an einem stummen Harm.

Auch er wurde schweigsam, wie die Tiefe seiner Grube, wo er arbeitete. Er hatte weitläufig das Gefühl, als wüßte seine Braut etwas, das sie verheimlichen mußte. Das mißstimmte ihn. Es verdarb auch die Laune seiner Braut, und sie behandelte ihn ziemlich schroff.

Deswegen ging er zeitig nach Haus.

Dort legte er sich gleich ins Bett, konnte jedoch lange nicht einschlafen. Fiebernd irrten seine Augen in der fernigen Finsternis umher stundenlang. Wirre Bilder malten sich. Der Schweiß perlte an seiner Stirne nieder.

Endlich jedoch versiel er in einen unruhigen Schlaf. Angstvolle Träume quälten ihn. Der kleine Berggeist erschien, in Feuer glühend, doch der Glanz verwischte die Umrisse.

Er sprang im Bett auf. — Jemand hatte seine Namen gerufen und gelacht. Er wollte zu seiner Braut gehen, blieb aber, von einem plumpen Drucke niedergefesselt, im Bette liegen.

Träge und schwer wälzten die schwülen Nachtstunden vorüber. Endlich sickerte ein schwacher, grauer Streifen durch das Gewölk.

Da stand der Bergmann auf, um zur Schicht zu gehen. Sein Frühstück aß er nicht, weil er keinen Hunger hatte, packte es jedoch ein und nahm es mit. Unterwegs warf er das kleine Paket weg. Das Essen ekelte ihn. Was sollte er auch damit. Er hatte wieder das Gefühl, als sei das alles unnütz.

Auf dem Weg zur Grube fing es an, leicht zu regnen. Der schwache Wind glitt durch die einzelnen, verkümmerten Birken, die links am Rand des Teiches schmarokten. Sie sahen jetzt aus wie graue Haare, die sich sträubten, oder wie ganze, im Hüpfen sich trennende und wieder ineinanderspringende Gestalten. Im Wasserspiegel kräuselten sich grauweiße und schwarze Reflexe. Der Teich sah aus wie ein großes Auge. Unheimlich.

Das unklare Dämmerlicht wogte über das flache Land und die Halden am Ende des grauen Wegs, und die Wolfenschatten, ungewiß, mit gespensterhaften Bewegungen eilten über die kahlen, flachen Landstrecken hin und her.

Wenn sie an dem Bergmann vorüberhuschten, ballten sie sich zu einer kleinen, verschrumpften Gestalt zusammen, die neben ihm hersprang.

Sie verließ ihn erst, als er am Kreuzwege drei Kameraden traf, welche denselben Schacht befuhren wie er.

Als sie an dem großen Holzkreuz vorbeikamen, zogen seine Begleiter ihre Hüte und schlugen ein Kreuzzeichen. Er aber ging trotzig vorüber und knirschte zwischen den Zähnen: „Wozu das?!“

Bald ragten aus dem grauen Dämmernebel die Umrisse des hohen Förderturmes heraus. Er sah die zwei Räder oben laufen, rastlos. Es war ihm, als wollten sie sich wegdrehen. Und die andern Gebäude, welche sein Auge immer schärfer erkennen konnte, hatten etwas so Fremdes heute, etwas Warnendes, vor dem man auf der Hut sein mußte.

Im Zechenhause beim Gebet war er zerstreut. Seine Lippen sprachen willig die altgewohnten Wörter; was sie aber sagten, konnte in ihm nicht zum Bewußtsein kommen.

Wie er dann die Grubenlampe anzünden wollte, war ihm, als hänge sich ein schweres Gewicht an seinen Arm. Es wollte ihn hindern, das brennende Fündholz an den Docht zu bringen. Der Docht nahm lange kein Feuer an; endlich flammte jedoch eine kleine, franke Flamme auf.

Beim Namensaufruf fehlten einige seiner Kameraden. Wie der Steiger seinen Namen rief, klang eine andere Stimme dazwischen, höhnisch. Es war eine kleine Stimme, die sich hinter den Männern, an der geputzten Wand bewegte. Er schaute erschreckt hinüber und sah nichts.

Während der Förderkorb in die Tiefe glitt, frug er sich, weshalb eigentlich seine Kameraden nicht gekommen waren. Und wie er, unten angelangt, sein Arbeitsfeld auffuchen ging, sah er, daß grade die Bergleute zu Haus geblieben, welche in der Nähe seines Stollens arbeiteten.

Er suchte sein Arbeitsfeld auf.

Wie er so in der Einsamkeit dahinschritt, schaute er den Schatten zu, welche seine Lampe an die Wände warf. Es war ihm, als seien sie noch einmal so lang wie gestern. Dann bildete sich in dem Gestein ein unheimliches, ernstes Gesicht, das ihm entgegenschaute, eine Sekunde lang, gleich war es wieder weggewischt.

Die schweren Stiefel schlugen dumpf auf dem Boden auf, und der Schall lief weiter, von unsichtbarer Kraft getragen, in die Finsternis des Ganges hinein. Das Licht seines Lämpchens bildete einen matten Kranz, der sich bald erweiterte, bald zusammenengte. Er bemerkte das heute zum ersten Mal.

Er kam zu seinem Arbeitsfeld. Wie er sich anschickte, das Flöz anzugreifen, nahm jedes Geräusch einen so seltsamen, metallischen Klang, etwas so Sprödes an. Daneben zitterten die Schatten an den eng zusammengedrückten Wänden und zeichneten sich haarscharf ab.

Rechts lief ein ausgebauter Gang weiter. Er war schon seit Jahren verlassen, und keiner der jetzigen Generation hatte drin gearbeitet. Man erzählte sich, daß er in ein Wasser führte, das von einem Bach übrig geblieben, welcher ehemals an der Erdoberfläche geflossen.

Seltene Sagen waren aus dem alten Stollen geströmt. So oft das Bergmännlein erblickt worden, stets war es von dort heraus gekommen.

Trotzdem der Bergmann schon seit Wochen in dieser Nähe gearbeitet, so hatte er nie an irgend etwas Beängstigendes gedacht — nur heute, war ihm alles so seltsam. Er hörte Geräusche in dem verlassenen Stollen und sah große Schatten kommen und gehen.

Etwas Unerkanntes zwang seine Augen, immer dorthin zu schauen. Er glaubte bisweilen, ganz hinten, wo der Lichtkreis seines Lämpchens nicht hinzugelangen vermochte, eine kleine Gestalt zu sehen, wie aus Funken zusammengesetzt. Sie verschwand aber gleich.

Das Bergmännlein kannte er nur aus den Erzählungen seiner Kameraden. Er war nie so naiv gewesen, an dieses Märchen zu glauben.

Und nun plötzlich war es ihm Angst um seine Ungläubigkeit. Er wünschte, er sei aus der Grube heraus. Es war ihm Angst um seine Braut, um alles.

Und er wollte seine Werkzeuge aufladen und ausfahren. Doch er kämpfte heftig gegen diesen Trieb.

„Ach was, dumme Hirngespinnste! Furchthase du, schäm' dich!“

Da machte er sich bereit, das Flöz anzugreifen. Er nahm weitaus zum Schlag. Er wollte sich die lächerlichen Gedanken von dem Dröhnen seiner Hiebe und dem Knistern der zerspringenden Kohlenstücke übertönen lassen.

Die Hacke trieb auf das Gestein, wuchtig, prallte rauh ab; von dem mächtigen Schlag mitgerissen, stürzte er hin. Ein wildes Geräusch ertönte. Vor seinen Augen stand plötzlich alles, was ihm lieb im Leben war, in ein Bild zusammengedrängt.

Da blitzte es grell auf im alten Stollen.

Er wollte schreien, in wahnsinniger Angst:

„Bergmännlein!“

Aber seine Lippen wurden zerdrückt. Er glaubte, die ganze Erde würde über ihn wegrollen; das dauerte nur einen Augenblick. Dann fühlte er nichts mehr.

Drei Tage später fand man die zerschmetterte Leiche unter den Steinmassen des zusammengestürzten Schachtes.

---

## Bücherbesprechungen.

**Klingende Tiefen.** Neue Gedichte von Maria Stona. Berlin 1903. Verlagsbuchhandlung von Hermann Costenoble. 8°. 153 Seiten.

Wenn eine moderne Amazone den Pegasus reitet, dann darf das Flügelroß für gewöhnlich keine lammfromme Stute sein. Auch das alte, lang herabwallende Kleid einer sittsamen Reiterin behagt einer solchen Dame nicht mehr. Lieber zeigt sie sich in dem pikanten Kostüm einer Kunstreiterin und tummelt mit Vorliebe, nicht immer mit Geschick, einen schnaubenden, wiehernden Hengst. Auch Maria Stona gehört zur Zahl dieser Amazonen. Was ein männlicher Dichter am liebsten verschweigen oder höchstens nur zart andeuten würde, das sagt so ein weiblicher Poet rund heraus. Die warme schwüle Luft, die in den Gedichten der Stona wehen, werden nicht jedermanns Geschmack sein. Einige Proben aus der jetzigen Sammlung haben die Leser unserer Zeitschrift, noch vor ihrem Erscheinen, in dem letzten Heft des vorigen Jahrganges kennen zu lernen Gelegenheit gehabt. Das waren jedoch noch erfrischende Zephyrwinde im Vergleich zu dem glühenden Samum, der mit erstickender Schwüle den Dunstkreis dieses Bändchens beherrscht. Mit Vorliebe wird daher auch nicht der Frühling, nein, der Spätsommer und der Herbst besungen. Natürlich wäre es töricht, der Dichterin vorzuschreiben, aus welcher Stimmung heraus sie dichten soll. Jedes Instrument klingt so, wie es gestimmt ist; wer das eine nicht liebt, mag sich an einem anderen erfreuen. Nur charakterisieren, nicht tadeln, war der Zweck des bisher gesagten. Der Wert wird erst beurteilt, wenn auf die Frage geantwortet wird: wie sind die Gedichte, welcher Wert wohnt ihnen inne in ihrer Art? Die Beantwortung dieser Frage ist, wenn man gegen die Dichterin nicht ungerecht sein will, nicht leicht, weil die Sammlung aus sehr ungleichwertigen Beiträgen besteht. In der Tat ist vieles in derselben banal, ohne jedes dichterische Gepräge, anderes wiederum erfreut durch die Stärke der Gefühle und den gelungenen Ausdruck derselben. Ganz verfehlt sind z. B. die „Lieder aus Assur“. Die Begeisterung in diesen Liedern ist nicht echt, die wichtig sein sollenden Worte schallen, aber sie packen nicht, die Bilder sind verfehlt. Am schlechtesten ist das erste Lied dieser Abteilung:

O Kaiser Nero, du stolzer Tyrann,  
Ich suchte dich durch die Zeiten,  
Ich bin die wilde Semiramis  
Und mit dir will ich streiten.

Schlag hinter dir die Pforte zu  
Der römischen Kapellen,  
Laß Wüstenstürme dich umwehen,  
Die Heidenglieder schwellen.

Du sollst mit Assyrrerlust  
Im Kampfe mich ergötzen,  
O komm — die weiße Tigerin  
Reißt deinen Leib in Fetzen u. s. w.

Wenn man solche Tollheit liest, so glaubt man kaum, daß die Dichterin auch im Stande ist, genießbares, ja sogar in seiner Art schönes zu leisten, wie z. B. das Gedicht „Des Weibes Seele“, oder „Blumen am Wege“, oder das für die Verfasserin noch charakteristischere: „Der junge Baum“, welches hier wiedergegeben sein mag:

Tief neigt sich unter herber Last  
Der junge Pflaumenbaum,  
Preßt Zweig an Zweig und Ast an Ast  
Und faßt die Früchte kaum.  
Das schwillt an ihm, das quillt an ihm  
Mit ungebändigtem Ungeßüm.

Frucht drängt zu Frucht und breitet sich,  
Wie Blatt um Blatt sich krümmt,  
Das grüne Fleisch, das weitet sich  
Und saugt und trinkt und nimmt  
Und hängt sich fest und hält sich gut  
Und raubt dem Stamm sein Mark und Blut.

Schon ächzt und stöhnt in Qual der Baum,  
Senkt bang sein Haupt herab,  
Vergessen ist der Blütenraum,  
Den ihm der Frühling gab.  
Er weiß von Duft und Glanz nichts mehr,  
Die junge Lust, die rächt sich schwer.

Und nah'n des Herbstes Nebel fahl,  
Sinkt nieder Frucht und Blatt;  
Stumm starrt zum Himmel, dürr und fahl  
Der Baum wie todesmatt.  
Doch bald er ungeduldig harret,  
Daß ihn ein neuer Frühling narret.

X . . . . 3.

Zur Heimatkunde Oberschlesiens sind nachstehende, dem Kreise Carnowitz gewidmete Schriftchen bei der Redaktion eingegangen:

1. B. Fülbier. Heimatkunde des Kreises Carnowitz. Carnowitz A. Kothe. 46 Seiten. Preis 25 Pf.
  2. Paul Wossidlo. Das Carnowitzer Plateau nach seinen geographischen und naturwissenschaftlichen Beziehungen. Nebst einem Anhang: Die Entstehung des norddeutschen Diluviums. In demselben Verlage. 31 Seiten. 50 Pfg.
  3. Derselbe. Flora von Carnowitz und der angrenzenden Teile der Kreise Beuthen, Gleiwitz und Lublinitz. Zum Gebrauche auf Ausflügen, in der Schule und beim Selbstunterricht. In demselben Verlage. 181 Seiten. Preis 1 Mk.
- Außerdem ist im genannten Verlage von A. Kothe, Carnowitz, erschienen: Paul Knötel. Bürgerliche Heraldik. 2. Auflage, 57 Seiten. Mit Abbildungen. Preis 1,50 Mk.

Letzteres Büchlein ist, nach seinem Erscheinen in erster Auflage, in der Zeitschrift „Oberschlesien“, Jahrgang I, bereits besprochen worden. Die zweite Auflage enthält gegen die erste einige Verbesserungen. Unsern Lesern ist der Verfasser durch verschiedene in unserer Zeitschrift veröffentlichte Aufsätze bereits bekannt.

Die erstgenannten Schriften wollen die engere Heimatkunde Oberschlesiens fördern und werden von uns als willkommene Erscheinungen auf diesem Gebiete begrüßt, besonders ist die sub 3 genannte eine dankenswerte Arbeit.

Weiter sind eingegangen:

- Ch. Schube. Ergebnisse der Durchforschung der schlesischen Gefäßpflanzenwelt im Jahre 1902. Separat-Abdruck aus dem Jahresbericht der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur. 1902;
- und Festschrift zum 53. Oberschlesischen Schützen-Bundesfest, verbunden mit der 175 jährigen Jubelfeier der Schützengilde Beuthen O.S., enthaltend einen Aufsatz von P. Kyzia, Zur Geschichte der Beuthener Schützengilde.

---

## Chronik.

---

3. Juli. Ein von der Handwerkskammer in Oppeln durch ihren hierfür angestellten Lehrer Biehl in Königshütte eingerichteter Buchführungskursus ist mit 48 Meistern und Gefellen eröffnet worden.
19. und 20. Juli. Die Schützengilde in Pitschen feiert das 200 jährige Jubiläum ihres Bestehens.
20. Juli. Der schlesische Gewerbeverein in Troppau stattet dem Handwerkerverein in Ratibor einen Besuch ab, dessen Zweck hauptsächlich die Besichtigung einiger industrieller Etablissements ist.
25. Juli. Auf Veranlassung des Landrat Dr. Lenz-Beuthen ist auch der Anschluß der Ortschaft Rokittnitz an die fiskalische Wasserleitung Jawada—Zabrze festgestellt worden. Durch diesen Wasseranschluß wird die letzte Ortschaft des Kreises Beuthen mit gutem Trinkwasser in ausreichender Menge versehen werden. (Schles. Zeit.)
28. Juli. In Volkmannsdorf, Kreis Neisse, ist eine neue Entwässerungsgenossenschaft durch die ministerielle Genehmigung des Staates gebildet worden. Die Genossenschaft umfaßt 33 Mitglieder und eine Fläche von 56 Hektar mit 650 Mark Grundsteuer-reinertrag. (Schles. Zeit.)

---

## Eingefandt.

---

Die Direktion des Kaiser Franz Josefs-Museums für Kunst und Gewerbe in Troppau ersucht uns um Veröffentlichung nachstehender Zeilen:

Das Kaiser Franz Josef-Museum für Kunst und Gewerbe in Troppau (Schlesisches Landesmuseum) beabsichtigt, einen seit längerer Zeit vorbereiteten Plan im Herbst d. J. zu verwirklichen. Es handelt sich um eine große Ausstellung von Alt-Wiener Porzellan,

die einen Überblick über die geschichtliche und künstlerische Entwicklung des Alt-Wiener Porzellans vom Jahre 1718 bis zur Auflösung der kaiserlichen Fabrik im Jahre 1864 geben soll.

Die Ausstellung dauert vom 15. September bis Ende Oktober d. J. und der größte Teil der Sammler, sowie der österreichischen und deutschen Museen hat bereits zugesagt, die Ausstellung zu beschicken. Der Direktor des Museums, Herr Dr. Edmund Wilhelm Braun, beabsichtigt, einen ausführlichen Katalog dieser Ausstellung herauszugeben, welcher neben dem Denkmäler-Material auch die Resultate einer Durcharbeitung der sämtlichen noch erhaltenen Akten der Porzellan-Manufaktur enthalten wird.

Neben den Kabinettsstücken aus der Periode Sorgenthals, die den Stolz der großen Sammler und Museen bilden, wird auch die Durchschnittsproduktion der Fabrik möglichst erschöpfend veranschaulicht werden und die große Mannigfaltigkeit der einzelnen Muster, die Verschiedenheit der Dessins bei den einzelnen Classen gibt auch Aufschlüsse über die starke Nachfrage. Eine derartige Ausstellung wird also nicht bloß künstlerischen und kunstgeschichtlichen Wert haben, sondern auch Beiträge zur National-Ökonomie des 18. Jahrhunderts bieten.

Das Museum wird ferner eine besondere Abteilung, die Stücke aus der älteren Zeit vor der Marke, welche bedeutend mehr Originalität und künstlerischen Wert besitzen, als man bisher annahm, zusammenstellen, ferner die figurale Tätigkeit der Manufaktur in möglichst zahlreichen Belegen veranschaulichen.

Vielleicht veranlassen diese Zeilen manche Besitzer von Alt-Wiener Porzellan, dem die verschickten Aufrufe und Einladungen nicht zu Augen gekommen sind, ihre Porzellane dem Kaiser Franz Josef-Museum, welches selbstverständlich die Fracht- und Versicherungskosten trägt, für die Dauer der Ausstellung zur Verfügung zu stellen.